





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Besuch beim Geisterhenker



Besuch beim Geisterhenker

John Sinclair Nr. 332

von Jason Dark

erschienen am 13.11.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Besuch beim Geisterhenker

»Genau an dieser Stelle, Ladies and Gentlemen, hat vor neunundzwanzig Jahren Ed Mosley sein achtes und letztes Opfer gefunden. Hier passierte es«, fügte der Mann noch im Flüsterton hinzu.

T.C. Markham verstand sein Geschäft, Er konnte reden, Menschen durch seine Stimme in den Bann ziehen, und wenn dann noch die Umgebung stimmte, wurde alles doppelt so gut und schaurig.

Hier stimmte die Umgebung.

Es war ein alter Hinterhof. Die Rückseiten der Häuser wirkten selbst im Sommer trostlos. Das Pflaster des Hofs zeigte Löcher.

Während der Unruhen hatten die Protestierer hier ihre Steine geholt, um sie gegen die Ordnungshüter zu schleudern. Die alte Plakatsäule wirkte irgendwie deplaziert. Eigentlich hätte sie schon längst abgerissen werden sollen, wenn sie nicht kriminalhistorische Berühmtheit erlangt hätte. Eben durch das Auftreten des Killers…

Die Säule war aus Holz angefertigt worden. Auch nicht völlig rund, sie zeigte eine achteckige Form und war, da niemand mehr seine Plakate auf sie klebte, mit irgendwelchen Parolen beschmiert worden.

T.C. Markham drehte sich um, so daß er der Säule den Rücken zuwandte. Sechs Menschen schauten ihn gespannt an. Sie gehörten zu einer kleinen Reisegruppe, die aus Manchester gekommen war und diese außergewöhnliche Tour durch London machte.

Sie hatten die Reise gebucht, denn allein der Titel versprach einiges.

Geisterführer durch London.

Und als Geisterführer verstand sich auch T.C., wie er gern genannt werden wollte. Er kannte all die Ecken in London, wo viel passiert war.

Niemand war über brutale Verbrechen oder gespenstische Morde so gut informiert wie er, und er schaffte es bereits seit einigen Monaten, diese Vorgänge den Besuchern hautnah zu präsentieren.

»Wo hat Mosley denn gelauert?« kam die Frage. »Man kann ja in den Hinterhof hineinsehen.« Der Mann, der gesprochen hatte, trat einen Schritt nach vorn und bewegte seinen Arm im Kreis.

Über das Gesicht des Geisterführers zuckte ein Lächeln. Es war wissend und zögerte seine Antwort bewußt hinaus. »Kann sich das keiner von Ihnen denken, meine Herrschaften? Versuchen Sie doch einmal, sich in die Lage eines Mörders hineinzuversetzen.« Er streckte den Arm aus und wies auf den Fragesteller. »Sie, Mister, meine ich. Stellen Sie sich vor, Sie wären Ed Mosley. Wo hätten Sie sich versteckt?«

Der Mann überlegte. Er sah nicht nur den Blick des Geisterführers auf sich gerichtet, sondern auch die der anderen Mitglieder aus der Reisegruppe. »Wenn ich ehrlich sein soll, ich hätte mich in einem der Häuser verkrochen. Irgendwo nahe der Hintertür. Da brauchte ich nur zu warten, bis das Opfer auftauchte.«

»Nicht schlecht, Herr Specht. Aber das wäre irgendwann einmal aufgefallen. Denkt doch mal nach, Freunde. Ed Mosley hat acht Menschen umgebracht. Achtmal stach oder schlug er zu. Er war ein Wilder, und er war schlau…«

»Sagen Sie uns doch, wo er sich verborgen gehalten hat!« forderte eine Frau, die ihren Fotoapparat so hochgehalten hatte, daß ihr Gesicht verborgen blieb.

»Nur nicht so ungeduldig, denn dies hier ist ein besonderer Ort. Man sollte seine Atmosphäre genießen.«

»In der Säule!«

Markham fuhr herum. »Wer hat das gesagt?« fragte er und sah, wie eine andere Frau – sie war noch jünger –, schüchtern einen Arm hob. Der Geisterführer lächelte breit. »Ja, Sie haben recht, Madam. Sie haben vollkommen recht. Der Killer hatte seinen Platz in der

Plakatsäule. Kann sich kaum jemand vorstellen. Es war aber so. Im Gegensatz zu vielen anderen Säulen ist diese nämlich aus Holz gebaut. Und wie leicht ist es, wenn man in das Holz eine Tür hineinarbeitet? Oder nicht?«

Die Menschen schauten Markham an. Sie waren stumm. Niemand hatte es so recht glauben wollen, und T.C. weidete sich an der Überraschung seiner Gäste.

Er war ein Mann, der die 40 knapp überschritten hatte. In zahlreichen Berufen war er schon tätig gewesen. Zumeist in Jobs, wo er verkaufen und viel reden mußte. Sie alle hatten ihm keinen rechten Spaß gemacht, er hatte immer wieder nach etwas Neuem gesucht und war schließlich darauf gekommen, den Geisterführer zu spielen. Damit war er in eine Marktlücke gestoßen. Über Arbeit konnte er sich nicht beklagen, und er tat es gern, denn er war so gut wie selbständig.

»Soll ich es euch zeigen?« fragte er mit leiser Stimme. »Wollt ihr den Beweis für meine Worte?«

Die Mitglieder der Reisegruppe nickten.

»Wer traut sich, mit mir zu gehen?«

Der Mann, der die erste Frage gestellt hatte, kam einen Schritt vor.

»Ich muß mir das ansehen.«

»Sehr mutig, Mister«, sagte Markham, wobei er die Hand ausstreckte.

»Darf ich Ihren werten Namen erfahren?«

»Digger. Hank Digger.«

»Willkommen, Mr. Digger. Ich bewundere Menschen wie Sie. Es wird Sie nicht reuen, sich darauf eingelassen zu haben, obwohl…«

Markhams Stimme senkte sich, »obwohl ich für nichts garantieren kann.«

»Wieso das?«

Markham rollte mit den Augen. »Stellen Sie sich vor, daß noch nicht alles vorbei ist. Manchmal kehren die Geister der Toten ja an den Schauplatz des Verbrechens zurück. Glauben Sie nicht auch, daß dies hier möglich sein kann?«

Digger lachte. »Das sind doch Märchen.«

»Aber Mosley war keines.«

»Das weiß ich auch.«

»Wollen Sie also trotzdem nachschauen?«

»Ja.«

»Und wollen Sie auch in die Säule hineingehen, um vielleicht das Gefühl zu spüren, das auch Ed Mosley gehabt haben könnte?«

»Wie?« Digger trat einen Schritt zurück. »Davon haben Sie mir vorher nichts gesagt.«

»Sorry, ich vergaß…«

»Nun stellen Sie sich nicht so an, Hank!« rief jemand. »Zeigen Sie den Londonern, daß wir aus Manchester harte Burschen sind und nicht nur

Cordhosen herstellen können.«

Hank Digger runzelte die Stirn. Er war ein breitschultriger Mann mit rötlichem Kraushaar. Auf seinem mit Sommersprossen übersäten Gesicht schimmerten Schweißperlen.

»Wollen Sie oder wollen Sie nicht?« fragte T.C.

»Ich weiß nicht.«

»Spring über deinen Schatten, Mann. Geh in die Säule. Du brauchst ja nicht gleich zu killen.«

Die anderen lachten nach diesen Worten. Und Hank Digger rang sich ein gequältes Grinsen ab. Mehr brachte er nicht fertig. Irgendwie widerstrebte es ihm, in die Plakatsäule zu klettern. Aber er hatte einmal A gesagt und konnte vor dem B nicht mehr zurückschrecken, ohne sich zu blamieren.

»Gut, ich gehe.«

Die anderen fünf begannen zu klatschen. Hank Digger schaute noch einmal zurück, grinste wieder und schritt auf die Säule zu.

T.C. Markham war rasch bei ihm und faßte nach seinem Arm.

»Ich lasse Sie doch nicht auf diesem schweren Weg allein«, sagte er.

»Vielleicht wird es Ihr letzter?«

»Dann gib aber vorher noch Geld für eine Runde, Ed!« rief jemand.

»Damit wir einen anständigen Leichenschmaus halten können. Hast du verstanden?«

»Hör auf, Mann!«

»Wer den Schaden hat, spottet jeder Beschreibung«, verdrehte T.C. Markham das Sprichwort ein wenig. »Aber es ist nicht schlimm. Regen Sie sich nicht auf. In dieser Säule haben schon zahlreiche Besucher gestanden.«

»Sind Sie auch wieder herausgekommen?«

»Jeder.«

»Wie denn?«

T.C. begann zu kichern. »Lebendig natürlich. Wenigstens die meisten von ihnen.«

Hank wischte über seinen Nacken. »Es hat auch schon Tote gegeben?« fragte er.

»Klar.«

»Wie viele denn?«

»Acht.«

Hank Digger starrte den Geisterführer an wie ein Wesen vom Mars.

Dann schüttelte er den Kopf. »Das gibt es doch nicht. Wenn Sie mich hier verarschen wollen…«

»Doch. Mosley hat acht Opfer…«

»So meinen Sie das.«

T.C. lachte. »Natürlich. Hatten Sie etwas anderes angenommen?«

»Ehrlich gesagt, ja. Wissen Sie, ich dachte, daß die Besucher auch

umgebracht werden.«

Markham begann zu lachen und stoppte abrupt. »Die Idee wäre nicht schlecht. Was meinen Sie, welch ein Auftrieb mein Job bekommen würde…«

»Hören Sie auf, Mann, sonst steige ich da nicht rein.«

»Sie haben aber schwache Nerven.«

»Die kann man hier auch bekommen.«

Die beiden Männer waren vor der Säule stehengeblieben. T.C.

Markham streckte den Arm aus und spreizte die Hand. Er drückte auf eine bestimmte Stelle an der Säule.

Ein leises Knacken ertönte, als ein Kontakt überwunden wurde.

Dann schwang ein Teil der Säule nach innen, und Hank Digger schaute tatsächlich in einen Hohlraum. Er spürte, wie es ihm dabei kalt den Rücken hinabkroch. Auf seinen Handflächen hatte sich Schweiß gebildet. Aus der Säule strömte ihm ein muffiger Geruch entgegen. Es stank so seltsam, daß er das Gefühl bekam, von unsichtbaren Leichen umgeben zu sein. Er schüttelte sich und schrak zusammen, als er Markhams Hand auf seinem Rücken spürte. Die Finger übten einen leichten Druck aus.

Digger kam sich vor, als sollte er als Lebendiger in eine Totengruft geschoben werden.

»Wollen Sie nicht?«

»He, geh schon!« meldete sich jemand aus dem Hintergrund.

»Jetzt mußt du dir den Spaß auch gönnen.«

Das ist kein Spaß, dachte Markham, wobei er sich hütete, diesen Gedanken auszusprechen.

Der Sockel der Säule bestand aus Beton. Digger mußte einen Fuß anheben, um in die Säule klettern zu können. Sie kam ihm plötzlich so eng vor. Fast wie ein hochkant stehender Sarg.

Er schaute zurück und sah T.C. Markham vor dem Eingang stehen.

Die Figur des Geisterführers füllte die Lücke fast völlig aus. Den anderen Mitgliedern der Reisegruppe wandte Markham den Rücken zu, und so konnte nur Digger das Grinsen auf dem Gesicht des Mannes sehen.

Es hatte sich in den Mundwinkeln festgesetzt.

Hank Digger kam dieses Grinsen gemein, wissend und gleichzeitig hinterhältig vor. Dieser Kerl wußte mehr, als er zugeben wollte, aber er hütete sich, es auch zu zeigen.

»Wir schließen die Tür«, erklärte er laut und fügte etwas leiser ein »Viel Spaß« hinzu.

Hank Digger wollte etwas sagen, aber sein Hals schien umschnürt zu sein. Jedenfalls bekam er keinen Laut hervor. Als sich die Tür in der Säule geschlossen hatte, kam er sich wie lebendig begraben vor.

Nicht ein Lichtschimmer fiel durch irgendeine Ritze oder offene

Stelle in der Wand.
Und Digger spürte, daß da noch etwas war. Innerhalb der Säule hatte es sich konzentriert. Er konnte nicht sagen, was dort existierte.
Eine böse Ahnung, vielleicht ein Schatten…
T.C. Markham hatte sich vor der Säule gedreht und schritt wieder zu den anderen zurück. Auf seinem Gesicht lag ein kaltes Lächeln, das sich sehr schnell wieder veränderte, als er nahe genug vor den fünf Besuchern stand.
»Mr. Digger hat Mut, das muß ich sagen.«
»Wären Sie denn nicht in die Säule gegangen?« fragte die Frau mit dem Fotoapparat.
»Nein.«
»Und weshalb nicht?«
Markham senkte seine Stimme. »Weil es dort spuken soll. Man sagt, daß der Geist des Mörders in der Säule seinen Platz gefunden hat und sie für alle Ewigkeiten ausfüllen soll.«
»Haben Sie den Geist schon gesehen?« wurde er gefragt.
»Nein.«
»Na also.«
»Vergessen Sie nicht, daß wir uns in England befinden, dem klassischen Geisterland. Denken Sie an die Schlösser und Burgen, die es gibt und in denen es spukt. Das dürfen Sie nie vergessen, meine Herrschaften. England ist anders. Auch heute noch.«
»Ja, ja…«
»Das war doch eben ein Schrei!« Die Frau mit dem Fotoapparat hatte gesprochen.
»Wie?«
Sie nickte heftig. »Ich habe einen Schrei gehört. Er… er …« Sie rang nach Luft, und ihr Gesicht lief rot an. »Er ist aus der komischen Säule geklungen.«
»Nie!«
»Doch.«
»Wollen wir nachschauen?« fragte Markham.
»Nein, ich…« Sie schüttelte heftig den Kopf.
»Dann sind Sie sich doch nicht sicher, oder?«
»Ich weiß nicht, es hätte ja sein können. Vielleicht habe ich mir den Schrei auch wirklich nur eingebildet, aber Sie wissen ja, wie das ist. Sind die Nerven einmal überspannt, dann…«
»Das kenne ich. Außerdem, da bin ich ehrlich, bewundere ich Sie, daß Sie sich zu dieser Tour entschlossen haben. Geisterführungen sind nämlich gar nicht so ohne.«
»Wie meinen Sie das denn?«
»Wir werden sehen.«
»Man könnte Digger eigentlich zurückholen«, sagte jemand.

»Sonst erstickt er noch.«
»Ja, das wäre nicht schlecht«, stimmte auch T.C. Markham zu und ging auf die Plakatsäule zu. Einen halben Schritt vor ihr blieb er stehen und klopfte gegen die Außenwand.
»Und ich habe den Schrei doch gehört«, behauptete die Frau.
»Malen Sie den Teufel nur nicht an die Wand!« flüsterte jemand.
»Seid doch ruhig.«
Die fünf schwiegen tatsächlich. Ihre Blicke galten Markham, der an der Säule stand, seinen Arm angewinkelt hatte und mit dem Finger gegen die Außenhaut klopfte.
Jeder hörte das Geräusch, auch Hank Digger mußte es im Innern vernommen haben. Nur rührte dieser sich nicht.
»Klopfen Sie doch noch mal!«
»Natürlich.« Markham tat es.
»Der soll doch direkt aufmachen«, regte sich die Frau mit der Kamera auf. »Wir haben genug Spannung.« Sie hob ihren Apparat an, um Digger zu knipsen, wenn er die Säule verließ.
Aber Digger kam nicht. Auch auf ein drittes Klopfen reagierte er nicht, so daß der Geisterführer den Einstieg selbst aufschob.
Die fünf Besucher stellten fest, daß er Mühe hatte, denn die Tür schien irgendwie zu klemmen. Normal war das jedenfalls nicht.
Markham bückte sich und zuckte gleichzeitig zurück. Es war für die Zuschauer nicht genau zu sehen, was passierte, aber sie hörten die Flüche des Geisterführers.
Sekunden später schien die Zeit eingefroren zu sein, um den Horror noch mehr herausstellen zu können.
In den Armen des Geisterführers lag Hank Digger. Er war tot. Von seinem Hals fiel in dicken Tropfen das Blut…

***

Chiefinspektor Tanner war nahe dran, seinen alten Filz aufzuessen, so sehr hielt ihn die Wut umfangen. Er mußte sich um diesen Mordfall kümmern und wußte nicht, wie er es anfangen sollte. Es hatte einen Toten gegeben, aber ein Mörder war nicht vorhanden. Und es gab keine Spuren, denn alle Zeugen »sagten« das gleiche.
Nämlich nichts.
Tanner und seine Leute hatten die Plakatsäule mit wissenschaftlicher Akribie untersucht. Nach versteckten Ein- oder Ausgängen geforscht, aber nichts gefunden.
Der Betonsockel war dicht! Man mußte ihm schon mit einer Spitzhacke zu Leibe rücken, um ihn zu zerstören.
Trotzdem war der Mann aus Manchester ermordet worden. Und zwar auf eine schreckliche Art und Weise. Ebenso wie vor Jahrzehnten der Killer Ed Mosley gewütet hatte.

An den konnte sich Tanner noch erinnern. Er war damals noch kein Chiefinspektor gewesen, aber er hatte sich schon auf der Jagd nach Mosley beteiligt und war Mitglied der Sonderkommission gewesen.

So wie Hank Digger umgebracht worden war, hatte auch Mosley gekillt. Mit dem Messer.

Dieser Killer war ein Psychopath gewesen. Motive hatte man nicht feststellen können. Bei seiner Festnahme hatte er sich wie ein Irrer gewehrt und um sich gestochen. Dabei waren drei Beamte verletzt worden, bis jemand den Killer erschossen hatte.

Und jetzt war wieder ein Mord geschehen!

Wieso, weshalb?

Chiefinspektor Tanner konnte sich keinen Grund vorstellen. Er hatte die Zeugen vor und zurück befragt, und auch diesen Geisterführer namens T.C. Markham.

Nichts war dabei herausgekommen. Der Mann hatte Digger nicht umbringen können, weil er nicht mit ihm in die Säule hineingegangen war. Nur etwas hatte Tanner stutzig werden lassen. T.C.

Markham sprach von einem angeblichen Spuk, denn es hieß in den Geschichten, daß der Geist des Killers Mosley noch herumirren würde, weil er wegen seiner schrecklichen Taten keine Ruhe mehr fand.

Ob das stimmte?

Tanner war Realist. Dennoch hatte er schon die tollsten Dinge erlebt.

Allein deshalb, weil er mit einem Mann so gut bekannt war, den man den Geisterjäger nannte.

Dieser Mann hieß John Sinclair und war Oberinspektor bei Scotland Yard. Tanner war zwar nicht davon überzeugt, daß es Geister gab, er hatte noch keine gesehen, aber über Sinclairs Arbeit gab es keine Diskussion. Dieser Teufelskerl hatte schon so manchen Fall gelöst, der unlösbar erschien, weil er ihn mit anderen Methoden anging.

Spuk, Okkultes, Dämonen – das alles war etwas für John Sinclair.

Und wahrscheinlich auch dieser neue Mord, denn Tanners Ermittlungen stagnierten. Er kam nicht weiter, und dies bereits seit vier Tagen.

Liebend gern hätte er John Sinclair früher eingeschaltet. Leider war er nicht da gewesen. Ebensowenig wie Inspektor Suko, Johns Kollege und Partner. Die beiden hatten sich, so Sir James Powell, Sinclairs Boß, an der amerikanischen Westküste herumgetrieben, um dort Dämonen oder dämonenähnliche Geschöpfe zu jagen. So war dem guten Tanner nichts anderes übriggeblieben, als zu warten.

Der Termin stand jetzt fest, und Tanner hoffte, daß ihm John Sinclair den Fall aus der Hand nehmen würde…

***

Es war schon seltsam für mich, zu Tanner zu fahren. Normalerweise

besuchte er mich, oder wir trafen uns an irgendeinem Tatort. Jetzt fuhr ich zu ihm.

Ich mochte Tanner. Er war ein alter Fuchs und Praktiker, dem so leicht niemand etwas vormachte, auch wenn wir nicht immer einer Meinung waren, was die Existenz von Geistern und Dämonen anging. Das konnte ich von Tanner auch nicht verlangen. Jedenfalls gehörte er nicht zu den Leuten, die meinen Job ignorierten und ihn womöglich als Spinnerei abtaten, denn damit mußte ich bei den »normalen« Kollegen immer rechnen. Mittlerweile war auch ein wenig Neid hinzugekommen.

Frisco lag hinter Suko und mir. Und damit auch ein Teil des Kapitels Shimada.

Ich hätte ihn gern erwischt. Leider war er im letzten Moment entkommen. Pandora, die Unheilbringerin, hatte ihren Schutzmantel über ihn ausgebreitet, und der hatte selbst meinem geschleuderten Bumerang widerstanden. Einen Teilerfolg hatten wir erringen können, und auch einen neuen Freund dazu gewonnen.

Der junge Mann hieß Yakup Yalcinkaya, war Türke, und hatte bei chinesischen Mönchen eine Ausbildung bekommen. Das Kloster lag in den Bergen, nahe der Stadt Frisco. Da der Abt umgekommen war, hatte er zu seinem Nachfolger den Türken Yakup bestimmt, und dieser versprach, das Kloster im Sinne des Verstorbenen weiterzuführen. Es sollte ein Bollwerk gegen die Mächte der Finsternis werden und auch eine Stätte der Forschung. Ich hatte schon mit dem Gedanken gespielt, Professor Chandler und die Mönche aus dem Kloster zusammenzubringen, war nach genauem Überlegen von dem Gedanken abgekommen, denn Chandler war zu sehr Einzelgänger. Er forschte lieber in seinem alten Schloß bei Wien.

Zu Tanner fuhr ich allein.

Suko war die Aufgabe zugekommen, einen Bericht über den letzten Fall zu schreiben. Er hockte mit Glenda Perkins zusammen und arbeitete den Bericht aus.

Natürlich war er wütend, aber er hatte beim Losen verloren. Zudem hatte Tanner auch mich verlangt. Wahrscheinlich nahm er an, daß ich Suko mitbringen würde.

Der Nachmittag war schon ziemlich fortgeschritten. Innerhalb eines halben Tages hatte es einen Wetterumschwung gegeben. Die Wärme der vorherigen Tage war einer unangenehmen Kälte gewichen. Ich hatte mir eine leichte Erkältung zugezogen, denn Frisco und dessen Umgebung hatten unter einer Hitzewelle zu leiden gehabt.

Was Tanner genau von mir wollte, wußte ich auch nicht, da er es am Telefon ziemlich spannend gemacht hatte. Ich wußte nur, daß es um einen Mordfall ging, bei dem er nicht so recht weiterkam und auf der Stelle trat. Daß Tanner dies ärgerte, konnte ich mir vorstellen. Der

würde vor Wut bald seinen alten Hut essen, dieser Filz gehörte zu Tanner, wie zu Sherlock Holmes die Pfeife.

Ich war gespannt, was er auf Lager hatte.

Der Londoner Nachmittagverkehr war mal wieder dichter als dicht.

Ich erreichte mein Ziel mit einiger Verspätung, stellte den Wagen im Hof ab und mußte meinen Ausweis vorzeigen, um das Gebäude betreten zu können.

»Der Chiefinspektor wartet schon«, erklärte mir ein junger Polizist.

»Wie ist denn seine Laune?«

Der Mann winkte ab. »Schlimm, kann ich Ihnen sagen. Der würde am liebsten seinen Hut essen.«

»Dann geben Sie ihm Pfeffer und Salz, damit Geschmack drankommt.«

Der Mann lachte. »Ich habe etwas da. Wollen Sie es mitnehmen.«

»Gern.«

Wenn es darum ging, Tanner zu ärgern, war ich immer dabei. Der Polizist verschwand. Als er aus seinem Büro zurückkehrte, lag ein verschwörerisches Grinsen auf seinem Gesicht. In den Händen hielt er zwei kleine Streuer mit den entsprechenden Gewürzen.

Ich steckte sie ein.

»Schade, daß ich nicht dabei bin.«

»Tanner kann es Ihnen ja hinterher erzählen.«

»Der wird sich hüten.«

Das Büro des Chiefinspektors lag weit hinten. Es war das letzte im Gang, den ich entlangschritt. Die übliche Polizeiatmosphäre hielt mich umfangen. Ich sah zwei Bänke, auf denen drei Pennertypen saßen, die mich angrinsten und fragten, ob ich nicht einen Schluck zu trinken hätte.

Ich machte ihnen den Vorschlag, Wasser zu trinken. Da wurden sie vor Schreck fast ohnmächtig.

Tanners Tür war nicht geschlossen. Sie stand so weit auf, daß ich die Stimme des Chiefinspektors schon bis auf den Gang hören konnte. Die Worte waren nicht gerade schmeichelhaft für mich.

»Wo bleibt denn nur dieser verdammte Typ, der sich Geisterjäger nennt? Ich habe gesagt, er soll um siebzehn Uhr da sein. Jetzt haben wir fast zwanzig Minuten später.«

»Vielleicht hat die Hölle ihn verschluckt«, erwiderte eine Frauenstimme.

»Sie meinen sicherlich den Teufel?«

»Auch den, Sir.«

»Unsinn. Der würde sich an einem Typ wie Sinclair den Magen verderben und ihn schneller wieder ausspucken, als er ihn verschluckt hat. Nein, damit brauchen wir nicht zu rechnen.«

»Und wenn er keine Lust hat?«

Ich war vor der Tür stehengeblieben, hörte zu und grinste leicht vor mich hin.

»Wenn er keine Lust hat, drehe ich ihm den Hals zum Korkenzieher«, versprach Tanner.

»Dann müssen Sie sich aber anstrengen, mein Lieber«, erklärte ich und stieß dabei die Tür auf.

Tanner stand zwischen Schreibtisch und Fenster. Als ich über die Schwelle trat, drehte er sich um, ebenfalls seine Sekretärin, eine ältere Dame, die über die Ränder ihrer Brille hinwegschielte. Sie sah etwas griesgrämig aus und paßte zu Tanner.

»Sinclair«, sagte der Oberinspektor und verzog das Gesicht, wobei er gleichzeitig auf seine Uhr schaute. »Das gibt es nicht. Über zwanzig Minuten Verspätung.«

»Verbieten Sie das Autofahren«, erwiderte ich grinsend.

»Man kann sich ja früher lösen«, erklärte mir die Frau. Sie erntete von Tanner ein beifälliges Nicken.

Ich lachte sie an. »Wissen Sie, Madam, meine Sekretärin hatte bei mir auf dem Schoß Platz genommen. Sie müßten Sie kennen. Sie ist jung, hat herrliches schwarzes Haar und eine Figur…«

Das hatte wohl noch niemand zu ihr gesagt. Ich sah, wie sie allmählich rot anlief, ein paarmal tief Luft holte, den Kopf schüttelte und fast fluchtartig das Vorzimmer verließ.

Auch Tanner mußte lachen. »Der haben Sie es aber gegeben. Wo sie doch noch Fräulein ist.«

»Wissen Sie das genau?«

»Sie sagte es mal meiner Frau.«

»Ach so.«

»Egal, kommen Sie ins Büro. Da werden wir uns näher unterhalten.«

Tanner ging vor. Er trug wieder seinen üblichen grauen Anzug und wirkte wie immer ein wenig verstaubt. Vielleicht lag es an der Zigarrenasche, die auf seiner Weste verteilt war. Seit meiner letzten Begegnung mit ihm schienen sich in seinem länglichen Gesicht noch mehr Falten eingegraben zu haben.

Sein Büro war karg eingerichtet. Ein Schreibtisch, drei Stühle, der übliche Aktenschrank, Telefon, das Bild der Queen und jede Menge Papiere. Dazu der Mantel am Haken und natürlich der Hut.

Er lag auf dem Schreibtisch, ziemlich nahe an der Kante. Mich ritt jetzt der Teufel. Ich holte Pfeffer und Salz hervor und streute ein paar Körner auf den Rand.

Tann er bekam Wagenrad-Augen. »Was machen Sie denn da? Sind Sie auch schon durchgedreht?«

»Nein, das nicht. Aber ich habe gehört, daß Sie mal wieder Ihren Hut essen wollen. Da dachte ich mir, daß er Ihnen besser schmeckt, wenn er ein wenig gewürzt ist.«

Tanner stieß einen Schrei aus, der alle Qualen ausdrückte, die er empfand. »Eine Unverschämtheit ist das. So wird ein alter Mann noch auf den Arm genommen. Wer hat Ihnen die beiden Streuer gegeben?«
»Die fand ich zufällig.«
Er stierte sie an, wie sie so harmlos neben seinem Filz standen.
»Nein, das stimmt nicht. Die hat Ihnen jemand gegeben. Ich weiß auch schon wer. Der junge Schnösel in der Abteilung. Ich sah die Streuer mal bei ihm. Der wird sich noch wundern, einen alten Mann so auf den Arm nehmen zu wollen.« Während er das sagte, nistete in seinen Augen der Schalk. So ernst sah der Chiefinspektor die ganze Sache nicht.
Wir setzten uns. Tanner nahm den Hut aus meiner Reichweite.
Dann begann er zu berichten.
Er tat es sehr genau, las mir sogar die Aussagen der Zeugen vor und kam immer wieder auf das Rätselhafte dieses Falles zu sprechen, den er nicht begriff.
»Ich stehe wirklich vor einem Problem. Man könnte annehmen, es mit einem unsichtbaren Mörder zu tun zu haben.«
»Vielleicht ist dem so.«
»Das gibt es doch nicht.«
Ich winkte ab. »Lassen Sie es mal dahingestellt. Ich habe mich daran gewöhnt, an Dinge zu glauben, die es normalerweise nicht gibt. Aber sie passieren dann doch einmal.«
»Ich sehe das etwas anders.«
»Wobei Sie aber nicht weiterkommen.«
»Das stimmt leider.«
»Also wollen Sie mir den Fall andrehen.«
»Ja.« Tanner stieß dieses Wort beinahe erlösend aus. Seine Augen glänzten dabei. »Ich bin mit meinem Latein am Ende. Sie sollen da beginnen, wo ich aufgehört habe.«
»Und das wäre?«
»T.C. Markham.«
»Sie meinen den Geisterführer.«
»Genau. Ich habe ihn in Verdacht. Dieser Junge kommt mir nicht ganz astrein vor.«
»Beweise?«
Tanner breitete die Arme aus. »Gibt es nicht. Sie kennen das ja, John. Auch bei Ihnen spielt oft genug das Gefühl eine große Rolle. So ähnlich sehe ich das mit Markham. Ich traue ihm nicht über den Weg. Dieser Kerl ist für mich ein rotes Tuch. Beweisen kann ich ihm nichts, aber auch gar nichts. Dennoch habe ich das Gefühl, daß er mit beiden Ohren in der Sache drinsteckt.«
»Wie könnte er das?«
»Kann ich Ihnen nicht sagen. Wirklich nicht. Ich habe sein Vorleben

unter die Lupe genommen und keinen schwarzen Fleck auf seiner reinen Weste gefunden.«

»Das ist schon verdächtig.«

»Meine ich auch.«

»Was ist denn mit den anderen Zeugen?«

»Harmlose Leute aus Manchester. Sie wollten London einmal anders kennenlernen. Da kam ihnen T.C. Markham gerade recht. Der ist wirklich in eine Marktlücke gestoßen. In dieser Zeit sind die Menschen doch für das Ungewöhnliche und Unheimliche sehr aufgeschlossen. Markham hat da clever reagiert.«

Da gab ich ihm recht. »Arbeitet er auf eigene Rechnung?« wollte ich wissen.

»Im Prinzip, ja. Obwohl er auch ein Reisebüro eingeschaltet hat. Aber das ist nur am Rande…«

»Sie haben nachgeforscht?«

»Die Leute sind okay. Sie verdienen ihr Geld mit Kurztouren. Bowlingclubs, Herrenpartien und so weiter…«

»Ja, ja, dann weiß ich Bescheid.«

»Und was wollen Sie tun, John?«

»Da Sie mir den Fall schon übertragen haben, gehe ich ein wenig anders vor. Es wäre doch mal interessant, die Stadt London aus einer anderen Perspektive zu sehen.«

Tanner verstand. »Sie meinen als Tourist.«

»Als sogenannter.«

»Und dann?«

»Werde ich an der Besichtigung der Stätten teilnehmen, die angeblich so grauenhaft sind. Vielleicht begegnet mir ein unheimlicher Mörder.«

Tanner haute auf seinen Hut. Ich zuckte zusammen, denn ich hatte Angst um das alte Stück. »Das ist wirklich super, John. Hätte ich auch getan. Aber als Chiefinspektor sind Sie dazu verdonnert, in diesem Büro zu hocken und…«

»Einen alten Hut zu essen«, vollendete ich. »Plattgeschlagen haben Sie ihn ja schon.«

Tanner bekam einen Schreck. »Das macht der Überschwang«, erklärte er. »Habe ich gar nicht bemerkt.«

Ich stand auf. »Wenn ich etwas herausgefunden habe, bekommen Sie es als erster zu wissen.«

»Darauf warte ich.« Tanner hatte sich ebenfalls erhoben. Über den Schreibtisch hinweg reichte er mir die Hand. »Viel Glück.«

»Das muß ich wohl brauchen.«

»Ich habe noch etwas für Sie, Sir!« hörten wir die Stimme einer Frau.

Tanners Sekretärin hatte das Büro betreten. Auf ihrem rechten Handteller trug sie ein Glas mit Senf.

»Was soll ich denn damit?« fragte Tanner.

Ich konnte es mir schon vorstellen und grinste wie ein Honigkuchenpferd.

»Sir, ich hörte, daß Sie Ihren Hut essen wollen. Da dachte ich mir, Salz und Pfeffer allein reichen nicht aus. Ich wollte noch ein wenig Senf bringen. Wegen des Geschmacks, wissen Sie…«

Lachend verließ ich das Büro. Tanners Heulen vernahm ich noch auf dem Gang, wo die Kollegen standen und feixten.

Auch bei der Polizei muß es hin und wieder mal lustig zugehen.

Sonst hat alles keinen Sinn.

***

Obwohl es windstill war, ächzte der Galgen! Das Stöhnen der Gehenkten schien den unheimlichen Raum zu durchdringen. Die Schlinge, sorgfältig geknüpft, bewegte sich leicht. Sie pendelte von einer Seite auf die andere, als wollte sie die Personen herlocken, die ihre Hälse noch in das Oval stecken sollten.

Etwas baute sich um den Galgen herum auf. Eine nicht sichtbare Aura, die ein sensibler Mensch jedoch gefühlt hätte und wahrscheinlich fluchtartig weggerannt wäre.

Eine unheimliche Vergangenheit lag auf der Lauer. Die Seelen der Getöteten lauschten. Sie lagen in einer Lauerstellung, um irgendwann einmal zurückzukehren.

Keine Ruhe sollten sie finden. Für alle Ewigkeiten zwischen dem Diesseits und dem Jenseits umherirren, bis jemand kam, der sie rief und sie wieder zum Galgen brachte.

Die Zeit war lang gewesen.

Doch nun war sie vorbei…

Der Schrecken manifestierte sich…

Keine Hand hatte es berührt. Dennoch jagte das Beil der Guillotine nach unten und hämmerte auf den Holzkopf mit der Einkerbung, wo früher der Hals des Delinquenten gelegen hatte. Einige Splitter brachen aus dem Klotz hervor und sprangen in den Korb, der vor dem Fallbeil stand.

Der Mann, der alles mit angesehen hatte, begann zu zittern. Er stand mit eingeschalteter Lampe vor der Guillotine und sah, wie sich das Licht blitzend auf der Breitseite des Beils brach.

Angstschauer jagten über den Rücken des Wächters, der ein paarmal schluckte und die Lippen bewegte, ohne ein Wort zu sprechen.

Auf den Handflächen hatte sich Schweiß gesammelt.

Viele Jahre tat er Dienst als Wächter. So etwas hatte er noch nie erlebt, das ging nicht mit rechten Dingen zu. Keine Sekunde länger wollte er in dem Raum bleiben, warf sich auf dem Absatz herum und floh nach draußen.

Um seine kleine Kabine zu erreichen, mußte er durch den langen

Gang, in dem es zu jeder Zeit nach Bohnerwachs roch. Der Boden war glatt. Fast wäre der Mann noch ausgerutscht, und als er seine Kabine erreichte, warf er sich in sie hinein, hämmerte die Tür zu und ließ sich auf den alten Drehstuhl fallen.

Sein Herzschlag hatte sich verdoppelt. Lippen und Hände zitterten. Er schaute auf den kleinen Monitor, sah den Eingang und dahinter einen Teil des Vorgartens im Dunkel verschwimmen.

Da war niemand. Die Augen der Kameras hätten es ihm gezeigt.

Dennoch war das Fallbeil nach unten gefallen. Dabei wurde die Guillotine ständig überprüft, auch das Band erneuerte man sehr oft, denn die Sicherheitsbeschränkungen waren optimal.

Und nun passierte so etwas.

Eine Erklärung hatte der Nachtwächter nicht. Und auch nicht für das nächste Geräusch, das ihn aufschreckte.

Es war im Gang aufgeklungen, jedenfalls hörte es sich so nahe an.

Und es war ein Rasseln.

So rasselten Ketten.

Aber wer trug die?

Höchstens der Duke of Burlington, der dreißig Jahre seines Lebens in einem Verlies zugebracht hatte, weil er die Königin damals nicht hatte anerkennen wollen. Man hatte ihn in Ketten gelegt. Als Sechzigjähriger war er auch in den Ketten gestorben. Die Legende berichtete, daß sein Geist keine Ruhe fand und man nachts hin und wieder das Klirren von Ketten vernahm.

Bisher hatte der Wächter davon nichts gehört. Diesmal nahm er das Geräusch wahr.

In seinem Magen verspürte er ein schmerzhaftes Kneifen, als hätte er eine Handvoll Splitter gegessen. Wie ein Denkmal hockte er auf dem Stuhl. Den Kopf hatte er so gedreht, daß er die Tür beobachten konnte, und er stellte fest, daß sich das klirrende Geräusch verstärkt hatte.

Der Unheimliche näherte sich seiner Tür.

Würde er kommen?

Der Wächter wußte es nicht. Er hoffte es auch nicht, und sein Blick wurde noch starrer, als er sah, wie die Klinke nach unten gedrückt wurde.

Der arme Mann verging fast vor Angst.

Übergroß kam ihm die Klinke vor. Bald wie ein Ungeheuer aus Metall. Er dachte daran, daß er nicht abgeschlossen hatte und bebte vor Furcht. Wenn der andere kam, dann…

Die Klinke schwang wieder hoch. Als sie ihre normale Stellung erreicht hatte, vernahm der Wächter abermals das Klirren der Ketten, und er atmete auf, denn das Geräusch entfernte sich.

Leiser und leiser wurde es, bis es nicht mehr zu hören war.

Der Mann sackte zusammen. Er streckte dabei seine Beine aus und wäre fast noch vom Stuhl gerutscht. Im Nacken lag der kalte Schweiß.

Wie Schmier fühlte er sich an.

Mit zitternden Knien erhob sich der Wächter, ging zur Tür und zögerte noch, sie zu öffnen. Wenn einer draußen lauerte und nur darauf wartete, daß jemand den Raum verließ, war der Wächter des Todes.

Es dauerte Minuten, bis er sich dazu überwunden hatte, die Tür so weit zu öffnen, damit er den Kopf durch den Spalt strecken und in den Gang schauen konnte.

Nach rechts und links drehte er den Schädel.

Bohnerwachsgeruch. Zwei Lampen nur, die unter der Decke ihr Licht abgaben.

Eine befand sich in seiner Nähe. Ihr gelbes Licht traf sogar noch die Fußspitzen.

Und etwas anderes.

Dunkle, unregelmäßig verteilte Flecken, für die es nur eine Erklärung gab.

Das war Blut…

In dieser Nacht verließ der Mann zum erstenmal seit langen Jahren fluchtartig seinen Arbeitsplatz…

***

Glenda Perkins kochte einen phantastischen Kaffee. Im Zubereiten des Tees jedoch war Lady Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, einfach unschlagbar.

Und diesen Tee trank ich, während ich ihr gegenübersaß und sie mit ihren Ketten klimperte, die sie um den Hals gehängt hatte. Ich hatte ihr die Geschichte erzählt und sie gebeten, mir ein wenig zu helfen, was sie natürlich stolz machte. Aber das wollte sie nicht zugeben, deshalb zierte sie sich ein wenig.

»Ich wußte ja, mein Junge, daß du mal wieder vorbeikommen würdest. Aber einen simplen Besuch kannst du wohl nicht machen – oder?«

Ich verdrehte die Augen, weil der Tee so gut war, sah ihr Schmunzeln und ließ mich zurücksinken. »Dann willst du mir also bei diesem Fall nicht helfen?«

Wäre sie jünger gewesen, sie hätte sich vom Sofa hochkatapultiert.

So aber blieb es beim Ansatz. »Wer hat dir das denn gesagt?«

»Ich meinte, es aus deiner Antwort herausgehört zu haben.«

»Da liegst du falsch. Völlig falsch. Das habe ich dir schon gesagt. Außerdem interessiert mich die Sache.«

»Von der du bereits gehört hast?«

»Ja.«

Wir hatten uns angemeldet und waren an einen Treffpunkt bestellt worden. In einer Stunde sollten wir am Piccadilly sein, und zwar auf einer bestimmten Fußgängerinsel, wo auch die Busse stoppten.

Deshalb konnte ich nicht mehr lange mit Lady Sarah in ihrer Wohnung bleiben, zudem wir auch noch ein Taxi bestellen mußten.

»Ich bekam zufällig einen Prospekt in die Hände. Man wirbt ja bereits mit diesen Geistertouren«, erklärte mir Lady Sarah. »Ich interessierte mich dafür, aber ich habe bisher noch nicht den richtigen Dreh gefunden, mich einer Gruppe anzuschließen.« Sie lächelte.

»Das ist jetzt etwas anderes.«

»Wieso?«

»Weil du dabei bist.«

»Kann ich denn daran etwas ändern?«

»Du vielleicht nicht, aber die Umstände, mein Lieber. Wenn du mitmischst, ist immer was los. Ich kenne das. Du ziehst die Dämonen an, wie das Licht die Motten. Du bist derjenige, der…«

Ich unterbrach sie durch mein Lachen. »Hör auf, sonst werde ich noch nervös.«

»Trink lieber deinen Tee.«

»Natürlich.« Ich leerte die Tasse und erhob mich. »Es wird Zeit, ich möchte nämlich nicht zu spät kommen. Außerdem müssen wir noch ein Taxi rufen.«

»Das kannst du ja erledigen.«

Während ich telefonierte, räumte Lady Sarah den Tisch ab. Sie summte dabei einen alten Schlager. Die Horror-Oma war in Form.

Das alles war so richtig nach ihrem Geschmack. Endlich hatte das langweilige Leben wieder ein Ende gefunden, denn Sarah Goldwyn war auf ihre Art und Weise ein regelrechtes Phänomen.

Sie, die schon 70 Lenze zählte, hatte ein sonderbares Hobby. Sie interessierte sich für alles, was mit Grusel, Horror, Mythologie und Fantasy zusammenhing. Auf dem Speicher ihres Hauses hatte sie sich eine regelrechte Horror-Kammer eingerichtet. Mit Regalen, die durch Bücher vollgestopft waren und einer modernen Video-Anlage, denn sie sammelte nicht nur Literatur, sondern auch Filme.

Lady Sarah war informiert. Wenn ich mal wirklich nicht weiter wußte und über einem Problem hockte, brauchte ich nur zu ihr zu gehen und nachzufragen.

Sie fand immer ein Buch, wo etwas über den Fall oder dessen Begleiterscheinungen stand, an dem ich arbeitete.

Leider beschränkte sich Sarah Goldwyn nicht allein auf die Theorie. Sie hatte bereits haarsträubende und lebensgefährliche Abenteuer mit mir erlebt, so daß man es schon als kleines Wunder bezeichnen konnte, daß sie überhaupt noch lebte und so agil war.

»Kommt der Wagen?« fragte sie.

»Ja, in einigen Minuten.«

»Dann kann ich mich ja anziehen.« Sie verschwand im Flur und holte einen hellen Wettermantel. Ich half ihr dabei, als sie ihn überzog. »Der ist neu und richtig modern, wie die Verkäuferin sagte.«

»Ja, er steht dir gut.«

»Fast hätte ich deiner Freundin Glenda auch noch so einen Mantel mitgebracht.«

»Sie ist nicht meine Freundin.«

»Keine Lügen, John, ich habe Augen im Kopf und weiß sehr gut Bescheid.«

So unrecht hatte die gute Lady Sarah auch wieder nicht. Tatsächlich bedeutete Glenda mir einiges. Wir waren uns ein wenig mehr als sympathisch und hatten auch schon miteinander geschlafen. Wer es außer Glenda und mir wußte, war mir nicht bekannt, aber die Horror-Oma hatte für so etwas einen Blick, wie sie immer behauptete.

Ich mußte grinsen. »Von Glenda soll ich dir übrigens einen schönen Gruß bestellen.«

»Kann sie mich nicht mal besuchen?«

Ich trat einen Schritt zurück, »Das werde ich ihr sagen. Sie hat immer Angst, daß sie dich stört.«

»Wobei denn? Ich empfange doch keine Männerbesuche.«

Ich mußte lachen. »Das nicht, aber du bist oft genug beschäftigt, schaust dir Horrorfilme an oder liest gefährliche Bücher…«

»Stecke Häuser in Brand, fresse kleine Kinder, ich weiß, mein Junge. Ausreden findet man immer.«

Die Hupe des Wagens hörte sich an, als hätte jemand mit der flachen Hand auf einen Eimer geschlagen. »Das ist der Wagen«, erklärte ich, ging zur Tür, und Sarah Goldwyn folgte mir.

Tatsächlich wartete der Wagen. Der Fahrer war ausgestiegen und öffnete Lady Sarah die Tür. So etwas taten Londoner Taxifahrer nur sehr selten. Ich zeigte mich auch dementsprechend überrascht.

»Man kennt mich eben«, erklärte Lady Sarah. »Nicht wahr, Fred.«

»Natürlich, Mrs. Goldwyn.« Fred war ein Schwarzer mit einem breiten Lächeln und großem Gebiß. »Wohin soll es denn diesmal gehen. Wieder nach Soho in die gefährlichen…«

»Pssst. Verraten Sie nicht alles.«

»Entschuldigung. Ich wußte nicht…«

»Schon gut. Dieser junge Mann bei mir ist zwar ein sehr netter Polizist, aber alles braucht er auch nicht zu wissen. Fahren Sie uns heute mal zum Piccadilly.«

»Sehr gern, Mrs. Goldwyn.«

»So ist das also«, sagte ich zur Horror-Oma. »Du treibst dich in Soho herum, während anständige Frauen in der Wohnung sitzen…«

»Und ihren Liebhaber empfangen.« Lady Sarah wußte auf jeden Satz

die passende Antwort, deshalb sparte ich mir eine weitere Unterhaltung, die in diese Richtung zielte. Sarah Goldwyn konnte man einfach nicht an die Kette legen. Sie machte sowieso, was sie wollte.

Den Piccadilly Circus konnte man in gewisser Hinsicht auch als das Herz Londons bezeichnen. Dementsprechend Verkehr herrschte dort. Es war der helle Wahnsinn, was sich an diesem Flecken Erde alles konzentrierte. Jeder Tourist, der nach London einfiel, ließ sich Piccadilly nicht entgehen. Diesen Verkehrsknotenpunkt zu besichtigen war eine ebensolche Pflichtübung wie der Tower und die Wachtparade der Queen-Soldaten.

Unser Treffpunkt war eine der Verkehrsinseln, an der auch die Busse hielten.

»Kennst du diesen T.C. Markham?« fragte ich Sarah Goldwyn.

»Nicht persönlich. Ich habe ihn nur auf dem Foto gesehen. Sein Bild ist auf jedem Prospekt abgebildet, mit dem er wirbt. Er läßt die Dinger in die Briefkästen werfen.«

»Daher weißt du also Bescheid.«

»Auch.«

Wir näherten uns allmählich der City. Dichter wurde der Verkehr.

Unserem Fahrer machte es nichts aus. Er war eine Frohnatur und pfiff vergnügt einen Schlager.

Wir schafften es gerade noch, denn wir waren die letzten. Auf einer kleinen Verkehrsinsel, die man als eine Oase in der Verkehrshektik bezeichnen konnte, standen die Menschen zusammen.

»Der Große da ist Markham«, erklärte Lady Sarah.

Während ich die Rechnung beglich, schaute ich ihn mir an. Markham besaß ungefähr meine Größe. Er war vielleicht ein wenig schmaler in den Schultern. Auch trug er sein Haar länger. Die blonde Wolle verdeckte seinen Hemdkragen. Er hatte ein markant geschnittenes Gesicht und helle Augen. Auf seiner Oberlippe wuchs ein Bart. Ein Frauentyp. Zudem war er entsprechend lässig gekleidet. Seine weiße Jeans und die hellblaue Jacke sahen sehr locker aus. Auf der Jacke sah ich zahlreiche Reißverschlüsse. Das Hemd darunter war ebenfalls weiß und besaß auf der Brust zwei Taschen.

»Die letzten«, sagte er, als wir ankamen. »Fast wären wir ohne Sie abgefahren.«

Lady Sarah begrüßte er mit einem galanten Handkuß, mich mit einem Händedruck.

Unsere Blicke bohrten sich dabei ineinander. Ich sagte meinen Namen.

T.C. Markham lächelte wie ein texanischer Ölbaron. Nach außen hin freundlich, nach innen das Gegenteil davon.

»Herzlich willkommen bei uns, Mr. Sinclair.« Seine Augen straften die Worte Lügen.

»Danke«, erwiderte ich. »Ich glaube schon, daß ich mich bei Ihnen wohlfühlen kann.«

»Das will ich doch meinen. Glauben Sie denn an Geister?«

»An die im Wein.«

»Ich auch, ich auch. Aber es gibt auch andere, das kann ich Ihnen versprechen. Die nächsten Stunden werden Sie und die anderen nicht so leicht vergessen.«

Ja, die anderen. Das waren außer Lady Sarah und mir noch fünf weitere Personen. Die Gruppen wurden immer ziemlich klein gehalten, damit der Eindruck des Persönlichen blieb.

Zwei Frauen und drei Männer zählte ich.

Wie sie standen, schätzte ich, daß die beiden jungen Männer zusammengehörten, dann ein Ehepaar in mittleren Jahren und zum Schluß eine Frau, die ihre dunkelbraune Haarmähne wie vom Sturmwind zerzaust trug. Sie schien frisch aus dem Urlaub gekommen zu sein. Ihre sonnenbraune Haut konnte mich neidisch werden lassen.

Modische weiße Kleidung trug sie ebenfalls. Ihre Lippen waren blaß geschminkt, die Blicke, die sie mir zuwarf, ein wenig lauernd und teils interessiert.

Die beiden jungen Männer machten den Eindruck, als würden sie sich für Frauen nicht interessieren. Ihre geföhnten Haare wehten im Wind.

Wind war es auch, der ihre Kettchen klirren ließ. Eine wirklich illustre Gesellschaft. Ich war gespannt, wie sich jeder einzelne von uns im Laufe der Zeit entwickeln würde.

T.C. Markham klatschte in die Hände und begann mit wenigen Worten eine kurze Lageerklärung. »Ich will nicht viel herumerzählen. Wir steigen jetzt in einen Bus und fahren zum ersten Ziel.«

»Wo wird das sein?« fragte die sonnenbraune Frau und stemmte ihre rechte Hand in die Hüfte.

»Da sollten Sie sich überraschen lassen, Rita.«

»Mal sehen.«

»Ich wäre übrigens dafür, einander mit den Vornamen anzureden. Klingt irgendwie persönlicher. Es ist das erstemal, daß ich so handele. Sie können T.C. zu mir sagen.«

»Klingt fast wie J. R.« meinte Lady Sarah.

»Aber nur fast, liebe Dame. Wie heißen Sie denn mit Vornamen?«

Die Horror-Oma sagte ihn, und wir erfuhren auch die der anderen Mitglieder.

Die Sonnenbraune hieß Rita. Die beiden »Freunde« nannten sich Patrick und Clive, wobei Clive seinen Freund mit einem verträumt wirkenden Blick anschaute. Er hatte dunkles Haar, das in Wellen bis über seine Ohren fiel, während Patrick auf Leder ging und die Haare fast streichholzkurz geschnitten hatte.

Kenneth und Betty, so hieß das Ehepaar mit Vornamen. Beide waren ein wenig untersetzt und besaßen bestimmt Übergewicht.

Kenneth hatte den größten Teil seiner Haare schon verloren. Auf seinem Kopf glänzte rot ein Sonnenbrand.

Nachdem diese Formalitäten geklärt waren, stiegen wir in einen kleinen Bus, der nicht weit entfernt in einer schmalen Parkbucht abgestellt war.

»Sie können sich hinsetzen, wo Sie wollen«, erklärte uns T.C. Markham. »Hauptsache, Sie fühlen sich bei uns wohl.«

»Das werden wir ganz bestimmt«, sagte Mrs. Goldwyn und nickte so ernsthaft, daß ich mir nur mühsam ein Grinsen verbiß.

Einen Extrafahrer besaßen wir nicht. Seine Funktion übernahm T.C. Markham.

Er war ein kleines Phänomen. Während er fuhr – am Piccadilly herrscht ja reger Verkehr –, gab er bereits die ersten Erklärungen ab.

Er machte die Leute neugierig, sprach aber nicht von direkten Zielen, sondern redete mehr allgemein.

Ich bekam die Sätze am Rande mit. Mein Interesse galt den anderen Mitreisenden.

Sarah Goldwyn hatte sich neben mich gesetzt. In den kleinen Toyota-Bus paßten wir hinein. Vor uns saß das Ehepaar. Betty hatte ihre Hand auf die von Kenneth gelegt. Wie gebannt schaute sie auf den Rücken des Fahrers und lauschte dabei seinen Worten.

Patrick und Clive saßen ebenfalls dicht beisammen. Hin und wieder wisperten sie. Sie hatten auf der anderen Seite des schmalen Ganges ihre Plätze gefunden. Ich mußte den Kopf schräg legen, um zu ihnen hinzuschauen, während die Frau namens Rita praktisch an meiner linken Seite Platz genommen hatte, nur eben durch den Gang getrennt.

Sie hatte eine lässige Haltung eingenommen. Ihre Lippen waren gekräuselt, ein Zeichen, daß sie sich ein wenig amüsierte. Das linke Bein hatte sie nicht nur angewinkelt, sondern auch auf den Sitz gelegt, und ihr Fuß verschwand unter dem wohlgerundeten Hinterteil.

Die Tasche, die sie bei sich trug, bestand aus hellem Jeansstoff.

Durch einen Reißverschluß wurden die beiden Hälften gehalten. Sie öffnete ihn und holte ein Päckchen Zigaretten hervor.

Für mich war es schon ein komisches Gefühl, meine Heimatstadt London aus einer anderen Perspektive zu sehen. Ich saß erstens höher und empfand irgendwie touristenmäßig all das, was so an den Scheiben vorbeihuschte. Gebäude, an die ich mich gewöhnt hatte, die ich ansonsten auch kaum wahrnahm, sie wirkten jetzt völlig anders, und ein nie gekanntes Gefühl erfaßte mich. Ich war auf einmal stolz auf meine Heimatstadt.

»Haben Sie zufällig Feuer, John?«

Ritas Stimme unterbrach meine Gedanken. Ich drehte mich um, schaute sie an, und unsere Blicke begegneten sich über die Zigarette hinweg, deren Filter bereits zwischen den blaß geschminkten Lippen steckte.

»Natürlich, gern.« Ich holte das Feuerzeug hervor. Als ich den Arm ausstreckte, hielt sie mein Handgelenk fest. Ihre Haut war seltsam warm, und die Finger streichelten mein Gelenk.

»Danke.«

Sie lehnte sich wieder zurück. Dabei klappte ihre Tasche weiter auf.

Es war reiner Zufall, daß mein Blick auf den Inhalt fiel und ich eine vernickelte Pistole entdeckte. Eine kleine Damenwaffe, die in der großen Tasche verschwand.

Ich sagte nichts. Rita schloß die Tasche auch wieder. Ein Blick zu Sarah Goldwyn belehrte mich, daß auch die Horror-Oma nichts davon mitbekommen hatte.

Sie schaute nach draußen und mußte mit ansehen, daß wir bereits mitten in Soho steckten.

»Gib auf diese Rita acht, John!« sagte sie so leise, daß nur ich es verstehen konnte.

»Wieso?«

»Ich traue ihr nicht.«

»Hast du einen Grund?«

»Es ist das Gefühl, mehr nicht. Du weißt ja, ich verlasse mich meist darauf.«

»Sie trägt übrigens eine Pistole bei sich«, informierte ich die Horror-Oma.

»Das paßt zu ihr.«

Bisher war die Fahrt langweilig gewesen. Nach dieser Entdeckung entschloß ich mich, auf der Hut zu sein. Ich war gespannt, was mir noch alles über den Weg laufen würde und als was sich die anderen Mitreisenden herausstellten.

»Wo fahren wir denn hin?«

Als ich Lady Sarahs Frage hörte, schaute ich aus dem Fenster und wunderte mich ebenfalls.

Der Bus rollte durch eine Einfahrt. Graue Mauern rechts und links wirkten wie böse Schatten, die uns zusammendrücken wollten.

»Bin gespannt, wo wir landen werden«, sagte die Horror-Oma.

»An einem Gruselplatz.«

»Oder an einem Ort des Verbrechens«, fügte die Lady hinzu.

Beide bekamen wir recht. Ich hatte den Tatort des letzten Mordes zwar nicht gesehen, kannte aber dessen Beschreibung. Die Plakatsäule hatte auf einem Hinterhof gestanden, und genau in diesem Hof stoppte T.C. Markham den Bus. Ich war gespannt, ob er den Reisenden etwas von dem neuen Verbrechen erzählen würde.

»Bitte aussteigen, Ladies and Gentlemen. Wir haben unser Ziel erreicht.«

Lady Sarah schaute mich an. »Das darf doch nicht wahr sein.«

»Warum nicht? Der spult sein Programm runter.«

»Und dann?«

»Werden wir hören, ob er etwas von dem neuen Mord berichtet.«

Ich wußte nicht, ob Rita etwas von meinen Worten mitbekommen hatte. Sie war ebenfalls von ihrem Sitz aufgestanden und drehte sich um, während sie auf den Ausgang zuschritt. Der Blick, der mich traf, war irgendwie fragend zu nennen.

T.C. Markham erwartete uns bereits. Wir stellten uns vor dem Bus auf. Schon jetzt begann Betty zu knipsen. Auch ich schaute mir die tristen Fassaden der Hinterseiten an. Es gab keine Anbauten, wie man sie sonst oft in diesen Höfen findet. Die Fronten waren grau und nur unterbrochen durch die oftmals blinden Fensterscheiben.

Die Plakatsäule kam mir deplaziert vor. Sie paßte einfach nicht in den Hof.

»Das ist sie«, begann Markham seine Rede und zeigte dabei auf die Säule. »Ein Relikt, an das ich nur mit Schaudern denken kann. Sie werden an meiner Stimme merken, wie schwer es mir fällt, davon zu berichten. Denn hier sind furchtbare Dinge geschehen, die den Rahmen des Normalen einfach sprengen. Aber lassen Sie mich der Reihe nach erzählen. Begonnen hat alles mit einem Mord…«

Und Markham berichtete. Er erzählte von diesem achtfachen Mörder Ed Mosley. Er schilderte die Taten, als wäre er selbst dabei gewesen, und er kam schließlich auf das zu sprechen, was am wichtigsten war.

Die Plakatsäule!

Ich kannte die Geschichte ja. Markham schmückte sie nur noch mehr aus. Während er berichtete, hatte ich Zeit genug, mir die anderen Gäste anzuschauen.

Das Ehepaar lauschte sehr interessiert. Mit ihren Blicken hingen die beiden an den Lippen des Mannes, und so manches Mal rann Betty und auch Kenneth ein Schauer über den Rücken.

Die beiden Freunde hatten sich ein wenig abseits aufgebaut. Ich sah, daß sich ihre Hände berührten.

Blieb Rita.

Die Frau mit der Sturmfrisur hatte ihre Augen leicht verengt. Die Lippen bildeten einen Strich. Wahrscheinlich dachte sie über andere Dinge nach, sie schien den Worten des Erzählers kaum zu lauschen.

Sarah Goldwyn erging es ebenso. Die Horror-Oma interessierte sich auch für die Umgebung.

Nachdem Markham seinen Bericht beendet hatte, durften Fragen gestellt werden.

Ich stellte die erste. »Ist es die Originalsäule, die hier steht?«

»Ja, John, das ist sie.«
»Wenn sich Ed Mosley, der Killer, darin versteckt hat, könnten wir das auch?«
»Natürlich.«
»Darf ich?«
T.C. Markham schaute mich an. »Weshalb wollen Sie das, John?«
»Ich möchte ein wenig von der Atmosphäre in mich aufnehmen. Es ist die reine Neugierde.«
Markham hob die Schultern. »Wenn es Ihnen Spaß macht, bitte sehr.«
»Und es kann nichts passieren?« fragte Lady Sarah.
T.C. Markhams Lächeln fiel unecht aus. »Was sollte denn geschehen? Ed Mosley ist tot.«
»Hier ist doch neulich jemand ermordet worden.«
Markham wurde blaß, die anderen Zuschauer unruhig. »Woher wissen Sie das?«
»Ich hörte davon.«
»Es geschah in der Nähe, glaube ich«, sprang ich in die Bresche und baute Markham somit eine Brücke.
»Tatsächlich, John, Sie haben recht.«
»Dann kann ich mir die Säule also ansehen?«
»Bitte sehr.«
»Sei nur vorsichtig!« hauchte Lady Sarah.
Ich erwiderte nichts mehr; da ich mich schon auf dem Weg zu meinem Ziel befand.
T.C. Markham ging mit. Er lächelte nur, zu reden hatte er nichts mehr. Ich war gespannt, ob ich das gleiche erleben würde wie dieser Hank Digger.
Wir erreichten die Säule. Markham zeigte mir, wo sich die Tür befand, die ich nicht sah, weil sie sich perfekt in die Säule integrierte.
Ich stieß sie auf.
»Wie lange wollen Sie bleiben?« fragte mich Markham.
»Es wird mir sicherlich gefallen. Wissen Sie, ich schaue mir gern diese Orte oder Stätten des Schreckens an. Sie besitzen einen besonderen Reiz. Finden Sie nicht auch?«
»Natürlich, davon lebe ich.«
»Eben.«
Ich mußte noch den Sockel überschreiten, bevor ich in die Plakatsäule eintauchte.
Markham drückte die Tür zu. Das letzte, das ich sah, bevor es dunkel wurde, war sein Gesicht. Es hatte sich zu einem Grinsen verzogen.
Wußte T.C. Markham vielleicht mehr?
Ich ahnte einiges.
Dann wurde es stockfinster!
Der Vergleich mit einem Sarg kam mir zwangsläufig in den Sinn.

Nur lag ich diesmal nicht, sondern stand innerhalb der Säule in der dicken, wattigen Schwärze und spürte schon sehr schnell, daß hier einiges nicht stimmte.

In der Säule lauerte etwas!

Ich konnte nicht sagen, um was es sich handelte. Es war ein Schatten, ein Alp, ein dunkles Etwas, das sich auf meine Brust gehockt hatte und allmählich zudrückte.

Mir fiel das Atmen schwer…

Meine Arme hatte ich ausgestreckt. Mit den Fingerspitzen erreichte ich die Innenwand, strich darüber und stellte keine Besonderheiten fest.

Alles war normal.

Ich tastete die Innenwand der Säule ab, suchte nach Widerstand und fand ihn nicht.

Aber der Feind lauerte.

Seine Nähe bereitete mir körperliches Unbehagen. Wie aus unendlicher Ferne wurde ich angesprochen. Es war eine wispernde, eine kratzige Geisterstimme, die mich wie einen alten Freund begrüßte.

»Willkommen, du neues Opfer…«

Hatte ich bisher noch gezweifelt, so wurden meine Zweifel allmählich in den Hintergrund gedrängt. Ich war davon überzeugt, daß es bei dem ersten Mord nicht mit rechten Dingen zugegangen war.

Hier lauerte ein unsichtbarer Killer, denn die Stimme war nicht von einem Recorder oder einem Tonband gekommen.

Der andere befand sich im Vorteil. Er konnte mich trotz der Dunkelheit sehen, ich ihn aber nicht. Und das gefiel mir ganz und gar nicht. Stellte sich die Frage, wie ich es ändern konnte, ohne die Säule zu verlassen. Denn ich war fest entschlossen, mich dem anderen zu stellen und ihn aus der Reserve zu locken.

Noch ließ er sich nicht blicken. Ich vernahm nur seine flüsternde Stimme.

Ein geheimnisvolles Raunen und Wispern. Die Stimme drohte mir, sie wollte mich killen, denn ich war in ihr Reich eingedrungen.

»Wer bist du?« fragte ich.

»Du hast von mir gehört.«

»Ed Mosley!«

»Ja.«

»Oder bist du der Geist des Killers?«

Da lachte er, während ich unter mein Hemd griff und das Kreuz hervornahm. Es war immer eine gute Waffe gegen Wesen wie diese, denn unter Umständen gelang es mir, den Geist des toten Killers durch mein Kreuz zu beschwören.

Daß etwas nicht geheuer war, zeigte mir das Kruzifix an. Es hatte sich ein wenig erwärmt, und ich sah auch das geheimnisvolle Glühen, das sich über die Zeichen gelegt hatte.

Ein schweres Ächzen drang an meine Ohren. »Was ist das?« vernahm ich danach Mosleys Stimme.

»Ein Kreuz.«

»Nimm es weg!« forderte er.

»Nein!« Ich hatte seine Angst gespürt. Wesen, die den Mächten der Finsternis dienten oder selbst dazu gehörten, hatten Angst vor dem Kreuz, und diese Angst wollte ich mir nicht nur zunutze machen, sondern sie sogar noch stärken.

»Terra pestum teneto – Salus hic maneto!« sprach ich die Formel.

Kaum waren die Worte über meine Lippen gedrungen, als sich innerhalb der Säule einiges veränderte.

Plötzlich schien die Luft mit Elektrizität geladen zu sein. Sie war seltsam klar und rein. Ich atmete sie ein und gleichzeitig geschah noch etwas anderes.

Das Innere der Säule wurde erhellt.

Vom Kreuz aus zuckten grüne Blitzlanzen nach allen Seiten weg.

Ich sah sie dicht vor meinem Gesicht explodieren und hatte das Gefühl, sie würden sich durch meinen Kopf bohren, ohne mir allerdings etwas zu tun.

Das Kreuz und diese Blitze degradierten mich in gewisser Hinsicht zur Zweitklassigkeit, denn die magischen Kräfte des Lichts hatten das Kommando übernommen.

Etwas Unerklärbares geschah.

Die Lichtblitze froren ein.

Plötzlich stand ich inmitten eines Spinnennetzes, das sich nach allen Seiten hin ausgebreitet hatte. Es war nicht nur in der Luft stehengeblieben, sondern auch an den Innenwänden der Plakatsäule.

Dort zeichnete es das Muster nach, und jede Stelle, die getroffen worden war, besaß diesen grünlichen Schimmer, so daß ich all das erkennen konnte, was sich im Innern der Säule tat.

Ed Mosleys Geist war gefangen!

Ein Schauer rann über meinen Rücken, als ich auf die mir gegenüberliegende Wand schaute, denn zwischen den weißmagischen Netzfäden schimmerte ein verzerrtes Gesicht.

Ed Mosley!

Er hatte den Mund weit aufgerissen. Ich glaubte, den Schrei hören zu können, der auf seinen Lippen lag, aber kein Laut drang mir entgegen.

So gefangen kam er mir vor wie ein Fallschirmspringer, der aus dem Flugzeug gestürzt ist und in der Luft lag. Mit ausgebreiteten Armen und Beinen.

Die Arme waren dabei noch angewinkelt. Aus seiner rechten Faust

schaute die Klinge eines Messers.
Mosleys Mordmesser!
Ich wischte über meine Augen. Allmählich hatte ich mich an die Situation gewöhnt, und ich merkte auch, daß mir dieser Geist nicht mehr gefährlich werden konnte.
Das Gegenteil war der Fall. Er hatte Angst vor mir. Und natürlich vor dem Kreuz!
Die Blitze hatten bisher nur das geheimnisvoll glühende Netz aufgebaut, ansonsten standen sie still. Nun gingen sie zum Angriff über, wobei sie sich für einen Moment verstärkten und sich dann zusammendrückten.
Es war einfach unerklärbar. Die Blitze raubten dem Geist des Ed Mosley den Platz. Sie zogen die Würgelinien immer enger, so daß der Geist des Killers keine Freiheit mehr bekam, um sich auszutoben. Hatte ich ihn vorhin flüstern gehört, so änderte sich dies nun.
Aus der Innenwand drang mir ein schreckliches Röcheln entgegen.
Ich sah sein Gesicht, wie es sich noch weiter verzerrte. Er mußte kaum zu beschreibende Qualen leiden. Auch seine Arme blieben nicht ruhig.
Sie wurden ebenfalls zusammengepreßt, und Mosley, der nichts mehr machen konnte, war das Opfer, das die Blitze nicht mehr losließen.
Sie zerstörten es.
Er starb lautlos. Das Gesicht und der Körper, sofern ich beides sehen konnte, wurden zu einer durchscheinenden Masse, die von den anderen Kräften so aufgesaugt wurden, daß von dem Geist des Killers nichts mehr zurückblieb.
Nur etwas passierte noch.
Ein Messer fiel aus der Wand. Im letzten Glühen des grünen Lichts erkannte ich dies, bückte mich und nahm die Klinge an mich.
Dann wurde es wieder dunkel.
Bis auf den fernen Todesschrei des Mördergeistes waren die letzten Sekunden nur mehr Erinnerung.
Was Hank Digger nicht geschafft hatte, war mir gelungen. Ich hatte dem Killer widerstanden.
Die Ruhe kam mir im ersten Augenblick gespenstisch vor. Ich atmete ein paarmal tief durch und lehnte mich dann gegen die Innenwand, um einigermaßen Luft holen zu können. Auch sollte sich mein Herz schlag beruhigen.
Ich hatte geschwitzt und wischte mir mit dem Handrücken die Feuchtigkeit von der Stirn.
Es war so einfach gewesen, den Killer zu stellen. Für mich einfach, denn man mußte die entsprechenden Waffen besitzen, die ich nun einmal hatte. Hank Digger war damit nicht ausgerüstet gewesen.
Weiterhin fragte ich mich, aus welchem Grunde dies alles geschehen

war. Auch Dämonen oder Geister killten nicht ohne Motiv.

Was steckte dahinter?

Von außen klopfte jemand gegen die Säule.

»John!« vernahm ich T.C. Markhams Stimme. »John, wollen Sie nicht herauskommen?«

»Natürlich, gern.« Ich drehte mich um, denn ich hatte mir gemerkt, wo sich die Tür befand. An der Innenseite existierte ein kleiner Knauf, so daß ich die Tür aufziehen konnte.

T.C. Markham stand vor mir. Er schaute mich aus großen Augen an, als hätte ich irgend etwas an mir. Dabei schüttelte er den Kopf und wurde noch unsicherer, als er mein Lächeln sah und auch meine Frage hörte.

»Ist etwas?«

»Nein, nein, John, wirklich nicht.«

»Dann können wir ja fahren.«

»Wie war es denn? Wie fühlen Sie sich?« Er wollte mich nicht gehen lassen und hielt mich am Arm fest.

»Im Prinzip ganz gut. Ich habe sogar noch ein kleines Andenken mitgebracht.«

»Wieso?«

»Hier.« Ich drehte mich zu ihm und hielt das Messer hoch. »Das habe ich in der Säule gefunden.«

»Und wem kann es gehört haben?«

»Mosley, natürlich, Ed Mosley.« Mit diesen Worten ließ ich einen zum erstenmal sprachlosen T.C. Markham zurück…

***

Natürlich hatten mich die anderen Gäste gefragt, wie es in der Säule gewesen war. Meine Antworten waren sehr einsilbig gewesen und beschränkten sich vor allen Dingen auf das Wort dunkel.

Damit gaben sich die meisten zufrieden. Rita allerdings nicht, denn als wir fuhren, fragte sie: »Wie war es nun wirklich, John?«

Ich schaute sie an und bemerkte ihren lauernden Blick. »Dunkel war es und unheimlich.«

»Haben Sie etwas von dieser Atmosphäre des Unheils gespürt?«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie verstehen mich schon, mein Lieber. Oder wollen Sie mir erzählen, daß sie nicht wußten, was hier geschehen ist?«

»Nein. Klären Sie mich auf.«

»Vor einigen Tagen wurde in der Säule jemand umgebracht. Die Polizei steht vor einem Rätsel. Man hat die Säule durchsucht, aber den Mörder nicht gefunden. Können Sie sich das erklären?«

»Überhaupt nicht.«

»Ihnen ist er nicht zufällig begegnet?«

»Der Mörder?« Ich lachte. »Würde ich dann noch leben?«

Rita nickte. »Das stimmt allerdings. Nur können Sie sich nicht mit dem Opfer vergleichen. Sie sind anders.«

»Wie denn?«

»Ich weiß es noch nicht, aber ich werde es herausfinden. Sie machen die Fahrt nicht zum Vergnügen mit. Da steckt etwas dahinter, kann ich mir denken.«

»Und was?«

»Das werde ich noch herausfinden.«

»Hören Sie mal, Rita«, mischte sich Lady Sarah ein. »Was Sie uns da erzählen, ist eine Unterstellung. Wir sind wirklich neugierig und wollen die Schauplätze in London kennenlernen, wo schlimme Dinge geschehen sind. Was sollten wir denn sonst für Motive haben?«

Rita hob die Augenbrauen. »Warten wir mal die folgenden Ereignisse ab, Sarah.«

Ich schoß zurück. »Wenn Sie so reden, Rita, muß ich annehmen, daß auch Sie die Reise nicht zum Vergnügen mitmachen. Oder habe ich mich da getäuscht?«

»Nein, ich bin beruflich hier.«

»Sind Sie Polizistin?«

»Sehe ich so aus?«

»Entschuldigen Sie. Es lag nahe.«

»Ich bin von der Versicherung. Der tote Hank Digger hatte einen Monat vor seinem Ableben eine hohe Versicherung bei uns abgeschlossen. Ich muß nachprüfen, ob es bei seinem Tod mit normalen Dingen zugegangen ist. Verstehen Sie?«

»Natürlich.«

Rita lächelte geheimnisvoll. »Da ich meine Identität geklärt habe, möchte ich gern etwas mehr über Sie wissen.«

Ich hob die Schultern. »Da gibt es wirklich nichts zu erzählen. Meine Tante und ich machen diese Fahrt zum Vergnügen, wissen Sie.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Dann lassen Sie es bleiben«, sagte Lady Sarah.

»Wir werden sehen.«

T.C. Markham war die Fahrt über ziemlich schweigsam gewesen.

Wahrscheinlich hatte er arg an dem zu knacken, was ich erlebt hatte. Ob er sehr überrascht gewesen war, mich als Lebenden zu sehen?

Möglicherweise.

Ich war auf die nächste Stätte gespannt und bekam prompt die Durchsage. »Nachdem wir den ersten Schreck bei der Begegnung mit der Mordsäule überwunden haben, werden wir uns einem anderen Ziel zuwenden. Und zwar dem Foltergarten.«

Das letzte Wort ließ er wirken und hatte richtig geschaltet, denn Betty stieß einen kicksenden Ruf aus. »Wieso Foltergarten?«

Markham lachte. »Es gibt in der Stadt einen Flecken Erde, der früher einmal als Foltergarten bekannt geworden ist. Ein sadistisch veranlagter Adeliger hat seine Leibeigenen, die ihm nicht zu Willen sein wollten, auf grausame Art und Weise gequält. Dies geschah nicht in einem tiefen Verlies, sondern im Garten.«

»Und den gibt es heute noch?« fragte einer der beiden Männer. Ich glaube es war Patrick.

»In der Tat existiert der Garten.«

»Aber nicht mehr so wie früher – oder?«

»Nein, natürlich nicht. Der Garten ist umgestaltet worden. Es steht ein Gasthaus dort. Man kann es auch als Biergarten bezeichnen. Sehr idyllisch gelegen, ein wenig außerhalb Londons und nicht weit von der Themse. Vom Garten aus können Sie die Schiffe sehen, wenn sie die Wellen zerschneiden. Da sich das Wetter ein wenig gebessert hat, werden wir wohl unter den Bäumen sitzen können und uns ein wenig unterhalten. Ich kann Ihnen dort die ganze Geschichte erzählen, warne Sie aber jetzt schon, denn sie ist sehr blutig. Besitzen Sie starke Nerven?«

Alle nickten.

Das Ehepaar nur zögernd, und die beiden Männer schauten sich ein wenig besorgt an.

Ich war gespannt, ob mir dort wieder ein Geist begegnen würde.

Bisher hatte ich geglaubt, meine Heimatstadt zu kennen, von einem Foltergarten hatte ich noch nie etwas gehört. Das war in der Tat ein Phänomen. Bisher hatte es bis auf den Mord an Hank Digger keine weiteren Schwierigkeiten gegeben. Hoffentlich blieb das so, ich wollte nicht, daß unsere Fahrt unter einem schlechten Stern stand. Und wenn es sehr nötig war, würde ich eingreifen.

Wir hatten den Bereich der Innenstadt verlassen und rollten auf die Themse zu. Auf der Buckingham Palace Road durchquerten wir den vornehmen Wohnort Belgravia, um weiter südlich die breite Uferstraße Chelsea Embankment zu erreichen, die parallel zur Themse verläuft.

Jenseits des Flusses sahen wir bereits die Bäume des Battersea Parks, eine der grünen Lungen Londons.

Es war eine schöne Fahrt. Selbst die Sonne meinte es gut mit uns.

Der Wind hatte die Wolken verscheucht, so konnte der helle Glutball mit seinen Strahlen die Erde wärmen.

Wir nahmen die Albert Bridge, um die Themse zu überqueren. T.

C.

Markham hatte sich wieder gefangen. Er redete so wie früher und sprach auch über den Foltergarten. Dann erklärte er uns, daß man die Toten in den Fluß geworfen hatte.

»Kann man noch etwas sehen?« fragte Betty.

»Der Wirt kann Ihnen mehr darüber erzählen.«
»Wieso?« wollte Kenneth wissen.
»Manchmal hört er die Schreie der Gefolterten. Sie haben keine Ruhe bekommen und irren als Geister umher.«
»Wirklich Geister?« hauchte Clive.
»Ja, denn alle Plätze, zu denen ich Sie führen werde, haben etwas Geisterhaftes an sich. Es sind Spukorte, die auch heute noch nichts von ihrer Attraktivität verloren haben.«
Lady Sarah stieß mich an. Wir wurden von niemandem beobachtet. Auch nicht von Rita. Sie rauchte wieder und schaute aus dem Fenster.
»Was hast du für ein Gefühl, John?«
»Ein mieses.«
»Ich auch. Aber wieso du?«
Ich konnte Lady Sarah vertrauen. Was ich ihr sagte, würde sie nicht an die große Glocke hängen. Bisher hatte sie mich nicht danach gefragt, wie es in der Plakatsäule gewesen war.
Ich berichtete im Flüsterton.
Die Horror-Oma hörte mir mit unbewegtem Gesicht zu. Als ich erzählte, wie der Geist des Killers Mosley gestorben war, atmete sie tief und laut ein.
»Das ist alles wahr«, sagte ich zum Schluß. »Ich habe sogar den Beweis.« Ohne daß ein anderer es sehen konnte, holte ich das Messer hervor, legte es auf meinen Handteller und zeigte es der Frau.
»Das ist es?« hauchte sie.
»Davon gehe ich aus.«
»O Gott.« Sie schüttelte sich. »Was wird uns dann erst im Foltergarten erwarten?«
Ich hob die Schultern. »Bisher ist dort nichts passiert. Aber was nicht ist, kann noch werden.«
»Das meine ich auch.«
»Willst du die Reise nicht lieber abbrechen, Sarah?«
Mit dieser Frage hatte ich die Horror-Oma beleidigt. Entrüstet schaute sie mich an. »Was denkst du dir überhaupt? Ich kann doch nicht die Reise abbrechen, auf die ich mich so gefreut habe! Nein, das ist unmöglich, das geht nicht.«
»Ich meinte nur.«
Und so fuhren wir weiter. Die Gegend war ländlich geworden, die Straßen schmaler, der Verkehr hatte auch nachgelassen. Hin und wieder sahen wir den Fluß. Das Weiß der Ausflugsboote leuchtete durch das Grün der Bäume.
Es war eine friedliche Stimmung. Man konnte sich kaum vorstellen, daß etwas Grauenhaftes unsichtbar über uns schwebte. Das war wie eine Last, wie ein Druck. Die anderen wußten nicht Bescheid, wobei ich Markham einmal ausklammerte.

Unser Fahrer senkte die Geschwindigkeit, damit er in einen schmalen Weg einbiegen konnte, der zu beiden Seiten von dichten Hecken begrenzt wurde.

Es war die direkte Zufahrt zu unserem Ziel, denn der Weg Öffnete sich zu einem Parkplatz. Einige Wagen waren dort abgestellt. Ins Auge stach eine große Linde, die ihre starken Zweige und Äste wie ein grünes Dach ausgebreitet hatte.

Der Bus fuhr an dem Baum vorbei und parkte links davon nahe der Hauswand, auf die seine Kühlerschnauze zeigte.

Bevor wir ausstiegen, hatte uns T.C. Markham noch einige Worte zu sagen. »Wir sind bei dem Wirt angemeldet. Es ist alles vorbereitet, und wenn ich mir die Sonne so ansehe, wird er im Garten gedeckt haben. Erleben Sie etwas Einmaliges! Trinken Sie dort Ihren Kaffee, wo vor langen Jahren das Blut unschuldiger Opfer geflossen ist. Sie werden erleben, wie der unheimliche Zauber dieser Stätte auch Sie einfängt. Das kann ich Ihnen versprechen.«

Ich glaubte Markham die Worte. In der Plakatsäule hatte ich es selbst erlebt.

Wir stiegen aus.

Die Luft war tatsächlich wärmer geworden. Lady Sarah strahlte.

»Ich mag die Kühle im Sommer nicht.«

Von der linken Seite schob sich Rita näher. »Was meinen Sie, John? Ob uns auch hier etwas passiert?«

»Wieso auch? Ihnen ist doch nichts passiert.«

»Aber Ihnen.«

»Das kann ich nicht sagen. Ich stand nur in der Säule und habe sie gesund wieder verlassen.«

»Sie haben völlig recht, John«, erklärte die Frau und schloß sich den beiden Freunden Clive und Patrick an, die bereits das Lokal ansteuerten.

Das Gasthaus war nicht hoch, dafür breiter gebaut worden. Es besaß eine grün gestrichene Tür, die nicht verschlossen war und jetzt geöffnet wurde, weil der Wirt erschien.

Frankensteins Monster war er nicht, aber viel fehlte nicht. Übergroß war er, der Schädel wirkte wie ein kantiger Fels. Grau stand das Haar ab. Die Augen waren Steine, und die Lippen kamen mir vor wie zwei dicke Würmer, die sich aufeinandergelegt hatten.

»Willkommen im Foltergarten«, begrüßte er uns mit seiner tiefen Baßstimme.

Dann lachte er, trat zur Seite und hielt die Tür auf, damit wir die Schwelle überschreiten konnten.

Wir gelangten in einen Gastraum, in dem besonders die niedrige Decke auffiel. Zum Glück waren sie und die Wände weiß gestrichen worden, so daß der Raum nicht so düster wirkte. Die Tische zeigten

eine rustikale Form. Sie erinnerten an grobe Klötze. Zwei von ihnen waren besetzt. Die Gäste schauten auf, als wir den Gastraum betraten.

Die Tür zum Garten stand offen. Die beiden Flügel zitterten im leichten Wind. Wir schritten hindurch und gelangten auf einen plattierten Weg, der den Garten durchschnitt und an einer dichten Buchenhecke endete.

Rechts und links des Weges standen die Tische und Stühle. Das Gras war hoch, es hätte mal gemäht werden müssen, und mir fiel besonders ein außergewöhnlicher Tisch auf, den man gar nicht als solchen bezeichnen konnte, obwohl er von mehreren Stühlen eingerahmt wurde.

Es war eine Streckbank!

Ich mußte zweimal schlucken, als ich dies erkannte. Ich sah auch, daß T.C. Markham die Streckbank ansteuerte. Dort sollten wir unsere Plätze finden.

Noch blieben wir stehen und warteten auf eine Erklärung unseres Führers. »Sie haben das Vergnügen, liebe Gäste, an einer Originalstreckbank aus dem ehemaligen Foltergarten Platz nehmen zu können. Hier sind Menschen gefoltert worden, und wenn Sie genau hinschauen, werden Sie noch die dunklen Flecken im Holz erkennen. Es ist das Blut der armen Opfer.«

Ich hätte so etwas nicht gesagt, für Markham gehörte es zum Job.

Eine Bemerkung verbiß ich mir und wartete ab, wie es weiterlaufen würde.

Die Sitzordnung war egal. Dennoch wurde ich von zwei Frauen eingerahmt. Lady Sarah saß rechts von mir, Rita links. Wahrscheinlich hatte sie dies extra so eingerichtet.

Uns gegenüber hockten die beiden jungen Männer. Mit scheuen Blicken schauten sie sich um.

Markham hatte dort seinen Platz gefunden, wo sich früher die Kurbel der Folterbank befunden hatte. Sie war abmontiert worden, damit sie nicht hinderte.

»Diesen Platz können Sie genießen, meine Herrschaften, bevor es weitergeht.«

»Und wohin?« fragte Kenneth.

»Wir werden noch zu den Gehenkten fahren.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Lassen Sie sich überraschen.«

Der Wirt kam. Sein Gang ähnelte ebenfalls dem von Frankensteins Monster. Er lief gebückt und schwerfällig. Dabei hielt er den Kopf schief und grinste.

»Was darf ich den verehrten Gästen zu trinken bringen, bitte schön?«

»Zählen Sie mal auf«, sagte Markham.

Der Wirt lachte. »Wenn ich etwas empfehlen darf, ist es mein Spezial-

Cocktail. Er heißt Foltergarten-Drink.«
»Ja, den nehme ich.« Rita hob die Hand und machte mit ihrer Bestellung den Anfang.
Keiner wollte zurückstehen. So konnte der Wirt siebenmal die Bestellung entgegennehmen.
Clive wandte sich an Markham. »Was ist das denn für eine Mischung, wenn ich fragen darf?«
»Lassen Sie sich überraschen. Ich kenne sie selbst nicht genau. Aber es schmeckt wie…«
»Sagen Sie schon.«
»Haben Sie schon einmal Blut getrunken?«
Clive zuckte zurück. »Sind Sie denn verrückt? Man kann doch kein Blut servieren.«
»Vergessen Sie nicht, wo Sie sich hier befinden, Mister.«
»Ich hätte auch eine Limo getrunken.«
»Auf das Gesöff bin ich gespannt«, flüsterte Lady Sarah.
»Ich auch«, erwiderte ich.
Rita lachte leise. Sie gab keinen Kommentar ab. Uns blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Dennoch fühlte ich mich nicht wohl.
Es lag an zweierlei Dingen. Erstens hatte uns der Wirt mit seinen Getränken regelrecht überfahren. Zum zweiten gefiel mir die Umgebung nicht. Es war zwar ein Gartenlokal, auch stand eine Sonne am Himmel und schickte ihre Strahlen auf uns nieder, dennoch war ich von der Umgebung irgendwie enttäuscht. Sie wirkte trotz allem düster und gefährlich. Durch die Hecke schien sie eingegrenzt zu sein. Dahinter lag die normale Welt, hier aber kam ich mir wie in einem Gefängnis vor.
Markham redete. Ich hörte nicht, was er sagte und schaute mich um.
Das Gras war hoch. Es sah dunkelgrün aus. Auch die Rückseite des Hauses zeigte einen solchen Schimmer. Dafür sorgte die Feuchtigkeit, die in Flußnähe besonders auftrat, deshalb waren auch die Wände der meisten Häuser in der Nähe vermoost. Die Tische und Stühle gehörten ebenfalls schon einer älteren Generation an und waren mit grünem Lack bestrichen worden, der an einigen Stellen abblätterte.
Das Rauschen des Flusses wurde durch die Hecke verschluckt.
Wenn man genauer nachsah, stellte man fest, daß es innerhalb des Gartens mehr Schatten als Licht gab.
»Was hast du, John?«
Ich lächelte Lady Sarah knapp zu. »Irgendwie fühle ich mich hier nicht wohl.«
»Das geht mir auch so.«
Rita, die unseren Dialog bestimmt gehört hatte, sagte nichts. Sie rauchte wieder.
Auch Markham hatte aufgehört zu sprechen. Es herrschte Schweigen

am Tisch. Aus diesem Grunde hörten wir genau, wie die Wagen vor dem Gebäude starteten.

Wenn inzwischen keine Gäste mehr eingetroffen waren, saßen wir nun allein im Garten.

Es verging Zeit.

Aus dem Gastraum hörten wir Schritte.

»Jetzt kommen die Getränke«, sagte Markham und rieb seine Hände.

Er freute sich darüber.

Auch wir waren gespannt.

Der Wirt erschien und balancierte ein Tablett auf beiden Händen.

Sieben hohe Longdrink-Gläser zählte ich. Die Flüssigkeit sah wirklich aus wie Blut. So dunkel in der Farbe und auch so kräftig.

»Wer diesen Drink nicht kennt, hat viel versäumt«, erklärte uns der Wirt, als er das Tablett auf der Streckbank absetzte. »Reichen Sie bitte mal durch.«

Das tat ich auch. Es dauerte nicht lange, da hatten wir die Gläser vor uns stehen.

Ich umklammerte meines mit der rechten Hand. Es war ein Irrtum meinerseits anzunehmen, daß sich in dem Glas eine kühle Flüssigkeit befinden würde. Im Gegenteil, sie war handwarm. Als ich am Rand des Glases roch, nahm ich tatsächlich einen süßlichen Geruch wahr.

Sollte das wirklich Blut sein?

T.C. Markham unterbrach meine Gedanken. »Auch ich nehme diesen Trank zum erstenmal zu mir. Mein Freund, der Wirt, hat ihn erst vor wenigen Tagen erfunden. Deshalb möchte ich Sie bitten, mit mir zusammen das Experiment zu wagen. Ich sage cheerio!«

Auch wir hoben die Gläser.

Ich warf noch einen Blick über die Schulter. Der Wirt war einige Schritte zurückgegangen. Er stand in einer lauernden Haltung und schaute uns an. Sollte ich das Zeug tatsächlich in mich hineinkippen?

Ich bekam mit, daß die anderen ihre Gläser an die Lippen setzten und einen Schluck nahmen.

Auch Lady Sarah? Es sah so aus.

Nur hütete sie sich, einen Schluck zu trinken. Sie benetzte nur ihre Lippen.

Ich stellte mein Glas ab.

Auch die anderen taten es. Sie hatten ihre Gläser fast bis zur Hälfte geleert.

Eine Hand legte sich auf meine Schulter. Es war die des Wirtes.

»Warum haben Sie nichts getrunken, Sir?«

Ich hätte ihm die passende und auch unfreundliche Antwort geben können, aber ich entschied mich für eine andere Reaktion. »Tut mir leid, mir ist nicht gut.«

»Der Schluck wird Ihnen helfen, nicht wahr T.C.?«

»Natürlich.«

Es lag auf der Hand, daß die beiden zusammenhielten. Ich wollte dennoch nicht und drehte mich so, daß die Hand des Mannes von meiner Schulter rutschte. Dann stand ich auf.

»Wo wollen Sie hin?« fragte der Wirt.

Das ging ihn nichts an. Ich backte weiter kleine Brötchen. »Sie haben doch eine Toilette – oder?«

»Natürlich.«

»Dann möchte ich gern dort…«

Der Wirt lachte leise. »Gehen Sie nur. Den Weg finden Sie immer. Er ist angeschlagen.«

»Danke.«

Ich verließ den Tisch. Nach einigen Schritten drehte ich mich noch einmal um.

Die übrigen Gäste saßen steif am Tisch. Sie kamen mir irgendwie verändert vor.

Mir schwante Böses, doch ich hatte mich einmal entschlossen zu gehen und konnte auch keinen Rückzieher machen.

Als ich über den Plattenweg schritt, kam mir der verwilderte Garten vor wie ein geheimnisvoller Dschungel. Überall konnten Gefahren lauern, das Gras schien sich über mich zu amüsieren, und die Fenster an der Rückfront des Hauses kamen mir vor wie die hungrigen Mäuler irgendwelcher Ungeheuer.

Die Hintertür stand weit offen. Ich betrat den kühleren Gastraum und sah die leeren Tische. Der Wirt hatte noch nicht abgeräumt. Die Gläser und kippenvollen Aschenbecher wirkten wie ein dumpfes Stilleben.

Der Weg zu den Toiletten war tatsächlich eingezeichnet. An der Wand entdeckte ich einen Pfeil. Er wies auf eine Treppe, die schräg in die Tiefe führte.

Ich nahm die Stufen. Sie bestanden aus Stein, waren hoch und ausgetreten. Hinter einer engen Kurve wurden sie noch schmaler.

Wieder einmal fragte ich mich, ob ich richtig gehandelt hatte.

Am Fuße der Treppe schloß sich ein Gang an. Er zweigte nur zur linken Seite hin ab.

Kahle Mauern rahmten mich ein. Zudem war es kühl geworden.

Ein muffiger Geruch lag in der Luft. Vor einer alten Holztür, auf die ein Mann gemalt worden war, blieb ich stehen. Ich zog die Tür auf, betrat einen schmutzigen Waschraum und durchquerte den Durchgang, der zu den eigentlichen Toiletten führte.

Hier war es ebenfalls schmutzig. Spinnweben klebten an den Wänden.

Unter der Decke hing Fliegendreck. Ein Fenster sah ich nicht, dafür die Schüsseln.

Sie schimmerten gelb. Licht gab eine trübe Lampe.

Ich überlegte, wie ich mich weiter verhalten sollte. Daß hier etwas nicht stimmte, spürte ich. Mein Gefühl sagte mir dies, und auch das seltsame Benehmen des Wirtes trug dazu bei.

Wer hatte hier seine Finger im Spiel?

Wenn ich hier unten blieb, bekam ich die Frage nicht beantwortet.

Ich wollte wieder hoch. Natürlich hütete ich mich, die anderen zu unterschätzen, ich würde auch nichts trinken. Dieses Teufelszeug konnte einen Menschen sicherlich von den Beinen hauen.

Als ich den Waschraum betrat, stand der Wirt an der Tür. »Wollen Sie jetzt trinken?« fragte er höhnisch und hielt mir das gefüllte Glas entgegen.

Er trug es in der linken. In der rechten hielt er eine Pistole, deren Mündung auf mich wies…

***

Die Gefahr braute sich zusammen!

Dieser Gedanke erregte Lady Sarah Goldwyn. Sie wußte, daß der Fall, der eigentlich noch keiner war, vor einer entscheidenden Wende stand.

John Sinclair war gegangen, er hatte nichts getrunken, und Lady Sarah sah ihn im Gastraum verschwinden.

Wenig später setzte sich auch der Wirt in Bewegung, um dem Geisterjäger zu folgen. Johns Glas nahm er mit.

Das gefiel der Horror-Oma überhaupt nicht. Da stimmte etwas nicht, denn welchen Grund sollte der Mann haben, sich von seinen Gästen zu entfernen?

Auch Lady Sarah wollte gehen. Sie stemmte sich schon hoch, als Markham sie ansprach. »Wo wollen Sie hin, Sarah?«

»Ich muß leider auch…«

»Warten Sie noch einen Moment, bitte!«

»Sie können mir nicht…«

»Doch, ich will es so. Sie haben sich für diese Reise entschlossen: Weshalb wollen Sie ein Spielverderber sein?«

»Und welches Spiel lauft hier ab?«

Markham beugte sich vor und grinste kalt. »Das große Spiel einer alten Rache«, flüsterte er. »Ich habe es in Gang gesetzt und werde mich auch nicht aufhalten lassen. Ich weiß, daß Sie und John Sinclair keine normalen Gäste sind. Sie wollen etwas herausfinden. Das finde ich prima, und Sie sollen auch etwas finden. Aber alles zu seiner Zeit, und wenn ich es will.« T.C. Markham stand auf. »Haben Sie überhaupt etwas von dem Drink genommen, Sarah?«

»Natürlich.«

T.C. schüttelte den Kopf. »Das glaube ich Ihnen nicht. Sie haben nicht getrunken. Sie wollten auch davon nichts trinken. Ich brauche mir nur

die Gläser der anderen anzuschauen. Sie sind wesentlich leerer. Nein, Sarah, Sie haben nur genippt.«

»Und wenn?«

»Ist das gegen die Regel.«

Sarah Goldwyn wurde langsam wütend. Sie mochte es nicht, wenn man ihr etwas befahl. Zudem dachte sie an den Wirt, der Johns Glas mitgenommen hatte. Die anderen, die bereits getrunken hatten, saßen auf den Stühlen und rührten sich nicht.

Nur Sarah Goldwyn war noch aktiv. »Ich lasse mir von keinem sagen, wann und was ich zu trinken habe. Auch von Ihnen nicht, Markham. Merken Sie sich das.«

»Ich befehle es Ihnen.«

»Und wenn ich mich weigere?«

Markham beugte seinen Kopf vor. In seine Augen trat ein gemeines Funkeln. Die Pupillen glichen denen eines Raubtieres, das im nächsten Augenblick ein Opfer reißt. »Wenn Sie nicht trinken wollen, werde ich Sie zwingen. Haben Sie verstanden? Zwingen!«

»Sie haben laut genug geredet, Mister. Aber es wird Ihnen kaum gelingen, das schwöre ich Ihnen.«

»Mal sehen.« Markham bewegte sich. Er tat es so hastig, daß er gegen den Stuhl stieß und diesen umkippte.

Auch Lady Sarah wechselte ihre Stellung. Sie wußte sehr genau, daß sie dem anderen an Kräften deutlich unterlegen war. Wenn sie T.C.

Markham nicht überraschen konnte, war alles vergebens. Deshalb beeilte sie sich, von der Streckbank wegzukommen.

Im Gehen nahm sie ihr Glas mit. Bevor Markham sich versah, hatte sie das rote Zeug quer über den Tisch geschüttet. Der Mann wollte noch seinen Kopf zur Seite nehmen, das schaffte er nicht mehr. Die rote Flüssigkeit traf sein Gesicht voll.

Vor Wut brüllte er auf. Beide Hände riß er in die Höhe und versuchte, sich das Zeug aus dem Gesicht zu wischen. Der rote Schmier klebte zwischen seinen Fingern. Er fluchte und schimpfte, als er das Zeug von seinen Händen weg nach unten schlug.

Die Horror-Oma lief weg. Sie mußte quer durch den Garten und wollte nur das Gasthaus erreichen, um John Sinclair durch einen Schrei zu warnen. Der Geisterjäger würde sie schon verstehen, obwohl sie nicht begriff, was hier gespielt wurde.

Sie trug zwar keine Schuhe mit hohen Absätzen, dennoch waren ihre Absätze höher als die eines Herrenschuhs. Da sie nicht den Plattenweg nahm, mußte sie über die Wiese laufen. Ein unebenes Gelände mit kleinen Buckeln und tückischen Stolperfallen.

Markham war schneller.

Er schnitt der Horror-Oma den Weg ab. Sarah Goldwyn hörte sein gemeines Lachen, und da wußte sie, daß sie endgültig verloren hatte,

denn im nächsten Augenblick baute sich Markham vor dem Eingang auf.

Er bot ein Bild des Grauens.

Breitbeinig hatte er sich hingestellt. In seinem Gesicht klebte noch der rote Schmier. An den Wangen und am Kinn war er so verlaufen, daß er wie Streifen aus Erdbeergelee aussah. »Ich packe dich, Alte!« flüsterte er, »ich packe dich. Keiner entkommt ihm. Er wird sie sich alle holen!«

Und damit sprang er vor.

Lady Sarah konnte nicht ausweichen. Sie riß noch die Arme hoch.

Viel zu ändern war nicht, denn der Mann griff nach ihren Schultern.

Seine Finger glichen gefährlichen Klammern, so hart packten sie zu und sorgten dafür, daß die Horror-Oma in die Knie sank.

Schreien! dachte sie. Du mußt schreien.

Und sie schrie.

Es war nur mehr ein kurzer Schrei, denn der Mann hatte seine rechte Hand gedankenschnell von der Schulter gelöst, ausgeholt und hart zugeschlagen.

Der Schrei brach ab. Lady Sarahs Kopf flog zur rechten Seite. Der Schmerz trieb ihr die Tränen in die Augen. Es waren nicht allein die Tränen des Schmerzes, auch der Scham und der Angst.

Sie fiel ins Gras, wurde wieder hochgerissen und von dem wesentlich kräftigeren Markham in einen Polizeigriff genommen. Er stieß sie vor.

»Und ob du trinken wirst«, flüsterte er. »Ich kann es dir versprechen. Mir entkommt keiner. Ich sorge für ihn.« Bei den letzten Worten hatte er den Arm etwas in die Höhe gehoben.

Sarah Goldwyn schrie, als der Schmerz zu einem Stechen wurde und durch die Schulter zog.

»Willst du jetzt ruhig sein, alte Hexe?« fragte Markham.

»Ja, verdammt.«

»Dann ist es gut.«

Sarah Goldwyn mußte sich der brutalen Gewalt beugen. Und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn der Mann drückte sie durch ihren Griff hart nach vorn. Gebückt ging sie weiter. Ihre Füße schleiften durch das Gras. Tränen waren in ihre Augen gestiegen und verschleierten den Blick. Die Hecke sah sie wie eine grüne, tanzende Schattenwand, und sie kam sich in diesen Augenblicken so ungeheuer allein und hilflos vor.

Jetzt bedauerte sie es, nicht mit John Sinclair gegangen zu sein, aber was hätte der schon machen können? Er war auch nicht gekommen, nachdem sie geschrien hatte. Wahrscheinlich war er nicht dazu in der Lage gewesen, denn dem Wirt traute Lady Sarah alles zu.

Sie wurde bis an den Tisch geschoben.

Die anderen saßen dort wie Puppen. Sie waren auf den Stühlen

zusammengesackt. Manche Körper hatten sich nach links, andere wieder nach rechts geschoben. Die Arme hingen wie Pendel nach unten. Nichts an den Gestalten rührte sich. Es war kaum festzustellen, daß sie auch atmeten.

»So, und nun wirst du trinken!« flüsterte T.C. Markham. Er hatte ein halbvolles Glas herangezogen. »Bis auf den Grund leerst du es, sonst bringe ich dich um.«

Das war keine leere Drohung. Lady Sarah wußte es genau. Mit der linken Hand griff sie nach dem Becher, setzte ihn an die Lippen und hörte hinter sich das scharfe Atmen des Mannes.

»Trink!« hauchte er.

Lady Sarah Goldwyn leerte ihn bis zum Grund.

Dann kippte sie um!

***

Ich starrte in die Waffenmündung und auch auf das verdammte Glas mit der roten Flüssigkeit. Sie mußte etwas Besonderes sein, daß man mich zwingen wollte, sie zu trinken.

Vielleicht konnte mir der Wirt Auskunft geben, deshalb fragte ich ihn.

»Was hat es mit der Flüssigkeit auf sich?«

»Du sollst sie trinken.«

Wir hörten den Schrei. Ich zuckte dabei zusammen, mein Gegenüber gab sich keine Blöße. Er blieb stehen und bewegte nur nickend den Schädel. »Es war wohl die Alte«, sagte er. »Sie hat ja nicht getrunken.«

Ich wußte, wer mit diesem despektierlichen Ausdruck gemeint worden war. Plötzlich hatte ich Angst um Sarah Goldwyn. Ich kannte sie lange genug und auch ihren Wagemut. Sehr oft ging sie einen Schritt zu weit, und das schien sie diesmal auch wieder getan zu haben.

»Was kann dieser Markham mit ihr gemacht haben?« fragte ich, denn ich wußte, daß nur T.C. falsch spielte.

»Vielleicht hat er sie gekillt?« vermutete der Mann und begann häßlich zu lachen.

»Das würde ihm nicht bekommen.«

»Willst du dafür sorgen?«

»Ja.«

»Wie denn, wenn du eine Kugel im Bauch hast!« höhnte er. »Es sei denn, du trinkst.« Er kam noch einen Schritt näher. Seine Körperhaltung verriet Anspannung. »Nimm es!« flüsterte er, »sonst schieße ich!«

Der meinte es ernst. In seinen kleinen Augen las ich den Willen, den Stecher durchzuziehen.

Ich nickte. »Okay, du hast gewonnen. Ich trinke.«

Er bückte sich. Dabei ließ er mich nicht aus den Augen, und auch der Waffenlauf verschwand nicht. Nach wie vor zielte er auf mich.

Vorsichtig stellte der andere das Glas auf den Boden und ging sofort danach zwei Schritte nach hinten.

»Jetzt kannst du es nehmen.«

Ich schritt auf das Glas zu. Kurz davor blieb ich stehen und drückte mich langsam in die Knie.

Dabei schielte ich in die Höhe.

Der Wirt hatte seine Waffe jetzt gesenkt. Die Mündung wies schräg auf meinen Kopf.

»Sauf es leer, Bastard!«

»Ich kann in dieser Haltung nicht trinken!«

»Dann komm hoch!«

Meine rechte Hand hatte ich um das Glas geklammert. Mit ihm zusammen drückte ich mich langsam in die Höhe.

Das Lächeln des Wirtes war lauernd und kalt. Die Mündung der Beretta wirkte auf mich wie ein tödliches drittes Auge, das jede meiner Bewegungen verfolgte.

Wenn ich das Zeug in mich hineinschüttete, war das der Anfang vom Ende.

Also mußte ich abwarten und mir vor allen Dingen etwas einfallen lassen.

Es gelang mir, während der nach oben führenden Bewegung einen halben Schritt näher an den Kerl heranzukommen. Damit war für mich schon einiges gewonnen.

Und ich sah auch, wie seine Blicke meine rechte Hand verfolgten, in der ich das Glas hielt.

Er konzentrierte sich also nicht auf meinen gesamten Körper.

War das eine Chance?

Es mußte sie einfach sein.

Ich hob das Glas noch höher. Der Rand befand sich ungefähr in einer Linie mit meinen Lippen. Dann drückte ich das Glas näher gegen meinen Mund. Ich berührte es schon mit der Unterlippe, so daß ich es nur mehr zu kippen brauchte.

»Los jetzt!«

Seine Stimme klang gehetzt. Er funkelte mich bösartig an und kam mir in diesem Augenblick wie ein wildes Tier vor.

Ich tat ihm den Gefallen. Nur anders, als er es sich vorgestellt hatte.

Drei Bewegungen mußte ich zur selben Zeit und dabei blitzschnell ausführen.

Kippen, den Kopf zur Seite drehen und mein Bein in die Höhe schnellen lassen.

Es war ein wuchtiger Hammertritt. Ich betete innerlich, daß ich auch treffen würde.

Ich kam durch.
Der Schlag fegte dem anderen den Arm in die Höhe, und die Waffe fast aus den Fingern. Ein regelrechter Volltreffer. Zudem schleuderte ich das Glas noch hinterher und traf ihn mitten im Gesicht. Dort prallte das Glas ab, fiel zu Boden und zerbrach in zahlreiche Stücke, während sich die rote Flüssigkeit auf den schmutzigen Fliesen verteilte.
Mit einem Satz setzte ich darüber hinweg, jagte auf den anderen zu und bekam sein rechtes Handgelenk zu fassen. Die Pistole hatte er nicht losgelassen. Ich sorgte jetzt dafür, daß er sie nicht in meine Richtung drehen konnte.
Mit dem Rücken prallte er gegen die Wand. Ich hämmerte seinen Waffenarm zweimal gegen die schmutzigen Fliesen, hörte ihn stöhnen und keuchte: »Öffne die Klaue.«
»Nein.«
Diesmal riß ich das Knie hoch. Gleichzeitig jagte sein rechter Arm nach unten.
Kniescheibe und Gelenk kollidierten.
Diesmal schrie er. Die Waffe rutschte zu Boden, ich ließ ihn los, und er taumelte quer durch den Raum. Mit dem letzten Wirbel stieß er gegen ein altes Waschbecken, schüttelte sich und holte pfeifend Atem. Er wollte erneut angreifen, als ich meine Beretta zog und sagte; »Laß es lieber!«
Da blieb er stehen.
Seine Augen waren blutunterlaufen. Der Mund stand offen. Speichel rann hervor. Das rechte Handgelenk war angeschwollen, er hatte seine Linke darum gekrallt.
»Das hättest du dir alles ersparen können, mein Freund« erklärte ich und bedeutete ihm mit einer Kopfbewegung, sich umzudrehen.
»Und jetzt die Treppe wieder hoch. Ich will mir noch einmal den Garten anschauen.«
»Du… du wirst verlieren …«
»Wir werden sehen.«
Er schüttelte den Kopf, als hätte ihm jemand Wasser über die Haare gegossen. Die Tropfen, die dabei zu Boden fielen, bestanden nicht aus Wasser, sondern aus Schweiß. »Zu spät für dich«, keuchte er.
»Es ist alles viel zu spät.« Er nickte sich selbst zu, begann zu lachen und ging auf den Ausgang zu.
Ich blieb ihm auf den Fersen. Dabei achtete ich darauf, daß der Abstand gleich blieb, denn ich traute ihm nicht über den Weg. Wie gut ich daran getan hatte, bewiesen mir die nächsten Augenblicke, als er herumfuhr und gleichzeitig sein Bein in die Höhe schnellte. Der Rundtritt sollte mir die Pistole aus der Hand fegen.
Ich nahm den Arm nur ein wenig zurück. Der Tritt fehlte, und der

Wirt selbst besaß noch soviel Schwung, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, das Gleichgewicht verlor und zu Boden krachte.

Dabei fiel er unglücklich auf sein Gelenk. Der Schrei brach sich an den kahlen Fliesenwänden.

»Kannst du aufstehen?«

»Von dir lasse ich mir nicht helfen!« ächzte er, als er sich mit der gesunden Hand abstützte und soviel Schwung bekam, um auf die Füße zu kommen. An der Wand entlang schob er sich auf die Treppe zu und stolperte die ersten Stufen hoch.

An dem alten rostig Geländer hielt er sich nicht fest. Er schaffte es auch so, die Treppe hinter sich zu lassen.

Danach standen wir im Gastraum. Ich schaute sofort auf die Hintertür.

Meine Sichtperspektive war schlecht. Ausgerechnet den Teil des Gartens, wo die anderen sitzen mußten, konnte ich nicht einsehen.

»In den Garten!«

Er ging weiter. Taumelnd war sein Gang, Einmal berührte er mit der Hüfte einen Stuhl und warf ihn um.

Als erster verließ der Wirt den Gastraum, erreichte den Garten und fing gellend an zu lachen.

Den Grund sah ich sehr schnell.

Wie eine tote Filmkulisse präsentierte sich der Biergarten. Von den Reisenden keine Spur…

Ich stand da wie ein begossener Pudel und dachte darüber nach, wieviel Zeit ich in den Toilettenräumen verbracht hatte. War es wirklich so lange gewesen, daß es Markham gelungen sein konnte, die fünf Personen zu entführen?

Nein, eigentlich nicht. Es sei denn, sie waren freiwillig mitgegangen.

Ich schaute zu dem Wirt hin, der sein Gesicht zu einem feixenden Grinsen verzogen hatte. Er weidete sich an meiner Überraschung.

Weglaufen würde er mir sicherlich nicht, deshalb machte ich auf dem Absatz kehrt, lief durch die Gaststube und öffnete die Vordertür. Der Parkplatz war leer.

Nun war mir alles klargeworden. T.C. Markham hatte die Menschen in den Kleinbus gepackt und war mit ihnen verschwunden. Er hatte uns vor der Reise die einzelnen Ziele nicht genannt. Nun wußte ich den Grund. Ich überlegte verzweifelt, welche Informationen er mir noch gegeben hatte. Es war die Rede von Gehenkten gewesen.

Konnte ich damit vielleicht etwas anfangen?

Der Wirt fiel mir ein. Ihn mußte Markham bestimmt eingeweiht haben, denn hier wurde alles vorbereitet.

Ich lief wieder zurück. Auch der Platz, wo der Wirt gestanden hatte, war leer. Dafür fand ich den Mann im Garten. Er hockte auf einem Stuhl und hatte seine verletzte Hand auf dem Tisch liegen.

Böse schaute er mich an.
Ich hatte meine Beretta wieder weggesteckt und ging auf ihn zu.
Mein Gesicht war hart, in den Augen stand keine Freundlichkeit.
Einen zweiten Stuhl rückte ich mir zurecht und nahm dem Wirt gegenüber Platz. »Sie wissen, wohin Markham gefahren ist!«
»Nein!«
»Ich weiß, daß Sie lügen, und ich möchte Ihnen raten, die Wahrheit zu sagen.«
Er lachte nur. »Auch wenn ich es wüßte, Sie bekämen es aus mir nicht heraus.«
»Dann sagen Sie mir, was er vorhat.«
»Er wird die Leute verschenken.«
»Was will er?«
»Man kann auch opfern sagen.«
»Und wem will er sie opfern?«
»Das ist ein Rätsel für dich. Und es soll auch eines bleiben.«
So kam ich nicht weiter. Die Zeit rann mir zwischen den Fingern hindurch. Der Wirt war verstockt. Er würde sich eher die Zunge abbeißen, als mir eine Auskunft zu geben.
Wir schauten uns an. Trotz seiner Schmerzen, die der Mann empfinden mußte, schaffte er ein Grinsen. Das war schon fast übermenschlich. Oder war er kein Mensch?
»Was war in dem Getränk, das die Besucher zu sich genommen haben?«
»Ich habe es gemixt. Es war Blut.«
»Und wessen?«
»Meines.«
Zuerst wollte ich lachen, dann sah ich sein lauerndes Gesicht und stellte fest, daß er mich nicht angelogen hatte. Wahrscheinlich war es tatsächlich das Blut des vor mir sitzenden Mannes, aber ganz konnte ich es nicht glauben.
»Darf ich ein Messer nehmen?« fragte er.
»Und dann?«
»Beweise ich dir etwas!«
Ich überlegte. Eine Kugel ist schneller als ein geworfenes Messer.
Ich zog die Beretta und nickte ihm zu. »Du kannst die Klinge nehmen.«
Er bewegte sich leicht. Mit der linken Hand griff er in die Tasche und holte ein Messer hervor, das er aufklappen mußte. Die Sonne war tiefer gewandert. Ihre Strahlen fielen schon fast waagerecht durch die Lücken in der Hecke und trafen das Metall der Waffe. Für einen kurzen Augenblick schien die Klinge zu explodieren.
Ich zielte auf seinen Kopf. Der Wirt lächelte nur, nahm die Klinge und stieß sie nach unten.

Nicht er, sondern ich zuckte zusammen, als die Spitze den Unterarm traf. Er drehte sie auf einmal, als wäre die Klinge ein Korkenzieher.

Dann zog er sie hervor.

Ohne einen Tropfen Blut!

Dieser Mann war tatsächlich blutleer.

Ich wurde bleich. Saß hier ein Zombie vor mir? »Wer sind Sie?« fragte ich mit leiser Stimme.

»Ich heiße Marcel!«

»Und?«

Er hielt das Messer weiterhin fest. »Nein, ich bin kein Wirt. Etwas anderes.« Er beugte seinen Kopf vor. In seinen Augen sah ich ein kaltes Glitzern, das mir Angst machen konnte. »Ich bin der Herr dieses Gartens. Ich bin Marcel, der Folterknecht!«

Sein Lachen schallte mir noch in den Ohren, als ich die Überraschung schon verdaut hatte. Mit vielem hatte ich gerechnet, nur damit nicht.

»Ja!« giftete er. »Ich bin Marcel, und ich bin wieder da. Hast du gehört? Die Geister der Toten haben mir keine Ruhe gelassen. Ich kam zurück, um mich zu rächen. Alle werden zurückkommen. Ed Mosley, ich, und auch der Henker Abbot. Ich habe noch nichts verlernt. Ich ließ sie wieder schreien, und ich ließ sie meinen Trank trinken, wie ich ihn vor einigen hundert Jahren schon gebraut habe. So ist es und nicht anders. Diesmal stört mich keiner, auch du nicht.« Er stand ruckartig auf und bewegte die Hände.

Ein Schauer rann über meinen Rücken, als ich es plötzlich knacken hörte. Es waren seine Gelenke oder die Sehnen, die er allmählich wieder einrenkte.

Er stand vor mir wie das bucklige Frankenstein-Monstrum, hatte den Kopf schief gelegt und begann zu lachen. »Was ist schon ein gebrochenes Gelenk bei einem Mann, der über dreihundert Jahre tot ist? Nichts, rein gar nichts. Ich werde für immer und für alle Zeiten meinen Weg gehen. Keiner kann mich daran hindern.«

Um dies zu beweisen, ging er einen ruckartigen Schritt nach vorn.

Aber nicht auf mich zu, sondern woanders hin, denn er wollte wieder in das Gasthaus.

»Bist du auch gegen Silberkugeln standfest?« rief ich.

Er drehte nur den Kopf. »Willst du etwas sehen?«

»Was?«

»Ich zeige es dir.«

»Eine Folterkammer?«

»Vielleicht.«

Verdammt, mir saß die Zeit im Nacken. Andererseits hatte er mir schon – ob freiwillig oder nicht – einige Informationen gegeben.

Vielleicht konnte ich mehr erfahren.

»Gut«, stimmte ich zu. »Ich werde mit dir gehen.«

»Dann bleib du hinter mir.« Der Folterknecht lachte dreckig und steuerte seine Gaststätte an.

Dieser Fall war einfach verrückt. Je tiefer ich in ihn hineindrang, um so verwirrender und komplizierter wurde er. Da gab es Schreckgestalten, die zurückkehrten.

Ed Mosley, Marcel, der Folterknecht, und ein Henker namens Abbot.

Wie paßte das zusammen? Existierte überhaupt eine Verbindung zwischen diesen drei Gestalten? Wenn ja, welche Rolle hatte dann T.

C.

Markham, der Geisterführer, übernommen? War er vielleicht der Joker in dem von schwarzmagischen Kräften inszeniertem Spiel?

Abermals kam mir die Gaststätte so anders und kalt vor.

Möglicherweise lag es an der Aura, die über allem schwebte. Ich spürte sie auf der Haut wie einen leichten Anzug. Es war ein Kribbeln, das meine Härchen hochstehen ließ.

Marcel war gefährlich. Ich nahm ihm seine Worte auch ohne weiteres ab. Wenn er ohne Blut existieren konnte, sorgte allein die Schwarze Magie dafür, daß er lebte.

Die Bohlen auf dem Fußboden bogen sich unter unseren Tritten.

Marcel ging vor, und ich schaute auf seinen breiten Rücken. Wenn es sich bei ihm tatsächlich um einen Folterknecht handelte, dann war er schon von der Statur her dafür geeignet. So stellte man sich auch einen Folterknecht vor. Ein Geschöpf ohne menschliche Regungen, ein lebender Toter, ein Zurückgekehrter.

Er trug ein verblichenes Hemd. Unter dem Stoff bewegten sich die blutleeren Muskeln. Die Arme schaukelten wie Pendel, seine breiten Fäuste öffneten und schlossen sich.

Er hatte von einem Folterkeller gesprochen. Bisher war mir noch kein Eingang aufgefallen. Marcel schritt auch nicht in Richtung Treppe, sondern drückte sich hinter die Theke, auf der ein großes Faß stand, in dem das Bier schwappte.

Am Rand der Theke blieb ich stehen, denn auch Marcel hatte seinen Schritt gestoppt.

Er drehte sich um. Im zwielichtartigen Halbdunkel dieses Raumes wirkte sein Gesicht noch furchtbarer, noch grauer, und die Konturen zerflossen allmählich.

»Hier ist es«, sagte er.

»Wo denn?«

Er schaffte es, den Daumen seiner verletzten Hand zu drehen und mit dem Nagel nach unten zu zeigen. »Ich stehe genau auf einer Falltür«, erklärte er.

Die hatte ich im miesen Licht überhaupt nicht gesehen.

»Dann zieh sie auf!«

Als er seinen Körper nach vorn beugte, hatte ich das Gefühl, einen

Roboter zu sehen. Fehlte nur noch das Knarren seiner Gelenke, dann war alles perfekt.

Den Griff der Falltür hatte ich nicht gesehen. Marcels Finger fanden ihn zielsicher.

Das Holz beschwerte sich ächzend, als der Folterknecht die Falltür in die Höhe zog. Schon jetzt schlug mir die modrige, muffig riechende Luft entgegen.

»Gibt es da unten Licht?« fragte ich ihn.

»Ich muß eine Fackel nehmen.«

»Dann nimm sie auch!« Verdammt, dieses Wesen ging mir auf den Geist. Ich hatte das Gefühl, als wollte mich Marcel nur hinhalten, damit ich zu spät zu den anderen kam, falls ich sie überhaupt noch erreichte.

Die Fackel befand sich unter der Theke. Marcels Hand verschwand in einem Fach. Als er sie wieder zurückzog, umschloß seine Faust den Griff einer Pechleuchte.

Ich zündete sie an und behielt die Fackel in der Hand, während ich dem Folterknecht bedeutete, vorzugehen.

Er stieg nach unten.

Das war nicht so schwer, denn es existierte eine Leiter, über die er laufen konnte. Zudem konnte er sich noch an einem Geländer abstützen, aus dessen Holzhandlauf die kleinen Splitter ragten.

Ich behielt die Fackel in der linken Hand und stieg hinter ihm her.

Ein paarmal bekam ich Angst, daß die Stufen unser Gewicht nicht halten würden, denn das Holz bog sich durch, aber wir schafften es doch, den Keller zu erreichen.

Es war ein unheimliches Gemäuer. Der rottrübe, rauchige Lichtschein glitt über Wände, an denen das Wasser in kleinen Bahnen nach unten rann. Man merkte hier besonders deutlich die Nähe zum Fluß. Auch den Geruch konnte ich mir jetzt erklären. So rochen keine Leichen, so stank auch kein altes Blut, das war die Feuchtigkeit, die dafür sorgte, daß mir fast der Atem geraubt wurde.

Ich stellte mich in die Mitte des Verlieses und hatte Glück, daß ich nicht mit dem Kopf gegen die Decke stieß. Die Flamme allerdings berührte das ebenfalls feuchte Gestein über mir und wurde zur Seite gedrückt, wobei sie zuckte wie ein glühender Finger.

Der Raum unter der Erde war unheimlich. Und nicht leer, denn ich sah in der Tat zahlreiche Foltergeräte, die Marcel gesammelt oder aus der anderen Zeit noch mitgebracht hatte.

Streckbank, Kohlebecken, Würgezangen, Daumenschrauben.

Lanzen mit gebogenen Spitzen, Hacken und Zangen.

Widerlich…

Kaum vorstellbar, daß nur eine Stiegenlänge entfernt die normale Welt lag. Hier war alles anders, denn in dieser Folterkammer regierte

das Grauen.

Ich drehte die Fackel, damit möglichst jede Ecke einmal ausgeleuchtet wurde.

Dabei spürte ich den Odem des Bösen. Es war kein Windhauch, der mich traf, aber das Gefühl konnte ich nicht leugnen. Wie ein unsichtbares Tier schien dieser Odem zu lauern, vielleicht eingefangen in den feuchten Wänden, um irgendwann hervorzukriechen.

Die Fackel brannte mit leichten Geräuschen. Manchmal hörte ich ein sachtes Knattern, dann wieder streifte der Gluthauch des Feuers an meinem Ohr vorbei.

In einer Ecke schimmerten Knochen.

Ein zusammengesacktes, bleiches Skelett hockte dort an der Wand.

Der blanke Schädel war nach vorn gekippt und hing fast auf dem Knochengerüst der ehemaligen Brust.

»Wer war das?« fragte ich.

Marcel wußte genau, wen ich mit dieser Frage meinte. Er begann vor seiner Antwort zu lachen. Es klang dumpf, und auch spöttisch.

»Der Wirt, dem diese Kneipe gehörte. Er ist schon lange tot. Ich habe dafür gesorgt. Ich lockte ihn in die Folterkammer hier, heizte das Kohlebecken an, nahm eine Zange…«

»Es reicht!« unterbrach ich ihn. »Es reicht völlig.«

»Schwache Nerven?«

»Kaum, aber ich kenne Folterkammern. Ich will nur von dir wissen, weshalb du mich in diesen Keller geführt hast. Das geschah doch nicht ohne einen Grund!«

»Nein.«

Ich hatte die Fackel wieder gedreht und konnte in sein Gesicht schauen. Ein Wechselspiel aus Licht und Schatten veränderte die Haut.

Es ließ den Folterknecht noch unheimlicher aussehen, als er in Wirklichkeit schon war.

»Hier ist mein Reich!« flüsterte er rauh. »Hierher bin ich zurückgekehrt. Mein Geist fand keine Ruhe. Ich war ein Verfluchter, ich war jemand, der umherirren mußte, denn sie quälten mich, die Seelen der Getöteten.«

»Die deiner Opfer?«

»Ja, so war es. Sie sorgten für die Barriere, damit ich nicht in das Jenseits entkommen konnte. Sie nahmen eine furchtbare Rache. Und sie wollten mich töten, aber das konnten sie nicht, denn ich bin immer stärker. Wer sich einmal dem Satan verschrieben hat, der wird ihn für alle Zeiten nicht mehr los.«

Ja, das wußte ich. Da kannte Asmodis kein Pardon.

»Weiter!« forderte ich ihn auf.

»Ich dachte mir etwas Neues aus und erinnerte mich an mein Blut. Ich brauchte es nicht, um leben zu können. Als Mensch würdest du es

als verseucht bezeichnen. Für mich war es wertvoll. Es gelang mir, einen blutigen Cocktail zu mixen, den ich meinen Gästen zu trinken gab.«

»Und was geschieht jetzt mit ihnen?«

Der Folterknecht wollte mir keine Antwort geben. Er lachte nur. Es war ein hämisches, glucksendes Lachen, das uns entgegenschallte.

Ich legte Schärfe in meine Stimme. »Was ist mit ihnen geschehen? Rede endlich!«

»Sie werden verändert.«

»Und weiter?«

»Der Geist des Bösen wohnt jetzt in ihnen. Er ist in der Lage, aus den Menschen Bestien zu schaffen. Hast du verstanden? Bestien. Er macht das aus ihnen, was ich bin.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie zeigt sich so etwas?«

»Du wirst es wohl kaum mehr sehen, denn ich sorge dafür, daß du die Folterkammer nicht verläßt. Aus diesem Grunde brauchst du es auch nicht zu wissen.«

»Ich habe dir gesagt, Folterknecht, daß meine Waffe mit Silberkugeln geladen ist. Du wirst diesem Geschoß kaum entgehen können. Hast du begriffen?«

»Hier regiere ich!« flüsterte er. »Das ist mein Reich. Hier habe ich sie früher getötet. Die Seelen sind noch da. Manchmal«, flüsterte er, »höre ich sie wimmern. Dann sind sie hier und beweisen mir ihre Existenz.«

Er begann wieder zu lachen. »Wie gern würden sie mich umbringen, sich an mir rächen, aber ich bin einfach zu stark. Ich bin für jeden zu stark…«

Ich ließ die Pistole verschwinden. Deshalb sprach er nicht mehr weiter, sondern schaute zu, was ich tat.

Es war ganz einfach.

Ich holte das Kreuz hervor. Das geschah schnell, denn diese meine Bewegungen verraten Routine.

»Auch dafür?« fragte ich.

Er staunte. Zum erstenmal erlebte ich diesen Folterknecht sprachlos.

Er hatte mir selbst berichtet, daß es der Teufel war, der ihm eine gewisse Deckung und Unterstützung gab. Und wer dem Satan gehorchte, der hatte zumeist auch Angst vor dem Kreuz.

Schlimmere Feinde konnte es nicht geben.

Auch Marcel reagierte entsprechend. Sein Gesicht verzog sich. Er öffnete den Mund, so daß mir der Spalt zwischen seinen Lippen wie ein Scheunentor vorkam.

Ich ließ mich nicht beirren und ging einen Schritt vor. Mir wehte aus seinem Mund fauliger Geruch entgegen, der nach alter, verseuchter Erde stank und etwas von dem aussagte, was der andere vor mir war.

Ein Monstrum der Hölle!

Und ich hielt ihm das Kreuz entgegen.

»Neiinnn«, röhrte er. »Nein, du mußt es wegnehmen.« Er schüttelte sich, als hätte jemand Eiswasser über seinen Kopf gekippt.

»Nimm es weg! Ich will es nicht!«

Da kam er bei mir genau an die falsche Adresse. Im Traum dachte ich nicht daran, ihn von dem Anblick des Kreuzes zu befreien. Er hatte getötet, sich an dem Leiden anderer erfreut, jetzt sollte er selbst leiden.

Ich wollte ihn weghaben.

Er hob seine Arme. Schon diese Bewegung geschah schwerfällig.

Für mich ein Zeichen, daß ihn die Kraft bereits verließ. Und auch das Kreuz blieb von dieser Umgebung nicht unberührt. Das, was der Prophet Hesekiel vor langer Zeit erschaffen hatte, spielte seine Macht allmählich aus.

Das silbrige Leuchten, das sich um die Konturen legte, kam mir vor wie der beruhigende Gruß aus einer fernen, für mich so ungemein wert- und vertrauensvollen Welt.

Marcel gab nicht auf.

Er drehte sich ab. Mit schweren Schritten torkelte er von mir weg und erreichte eine Wand, wo zahlreiche mittelalterliche Waffen hingen.

Unter anderem auch ein gefährlicher Morgenstern, eine furchtbare Schlagwaffe aus dem Mittelalter.

Diesen Morgenstern riß er vom Haken.

Es war eine Waffe, die einen relativ kurzen Griff besaß. Dafür war die Kette um so länger. Und an ihrem Ende war eine Kugel befestigt, aus der wie spitze Finger zahlreiche Stahlstacheln in die Höhe stachen.

Wenn jemand von dieser Kugel getroffen wurde, war er verloren.

Das wußte ich und trat deshalb sicherheitshalber einen Schritt zur Seite. Ich zog die Beretta nicht, denn ich wurde das Gefühl nicht los, daß sich der andere auf irgendeine Art und Weise übernommen hatte.

Vielleicht schaffte er es nicht, den Morgenstern so einzusetzen, wie er es sich vorstellte.

Die Waffe war schwer. Auch für ihn. Obwohl er den Griff mit beiden Händen festhielt, schaffte er es nicht, die Kette und die Kugel so in die Höhe zu schleudern, wie er es wohl gern gehabt hätte.

Kugel und Kette zogen ihn nach unten.

Er begann zu ächzen.

Es waren stöhnende, blubbernde Laute, die seinen Mund verließen, und plötzlich fiel er nach vorn.

Mit beiden Kniescheiben zuerst prallte er zu Boden, streckte die Arme aus und stützte sich ab.

Ich ging näher. An dem Kohlebecken drückte ich mich vorbei und hielt das Kreuz fest wie ein Inquisitor aus vergangenen Zeiten. Marcel

wollte etwas sagen, das merkte ich ihm an. Vielleicht sollten es sogar seine letzten Worte sein, doch er bekam sie nicht über die rauhen Lippen.

Statt dessen floß eine gelbliche Flüssigkeit aus seinem Mund.

Verging er?

Im nächsten Augenblick fuhr ich herum, weil ich seltsame Geräusche vernommen hatte.

Ein geheimnisvolles Flüstern, Wispern, Schreien und Raunen.

Zunächst konnte ich mir keinen Reim auf die Geschichte machen, bis ich die Wände ansah.

Und damit auch die Gesichter.

Sie zeichneten sich innerhalb der Steine ab!

Selbst mir rann es kalt über den Rücken. Es war kein direktes Bild des Grauens oder des Schreckens, sondern ein unheimliches und auch geisterhaftes.

In der Tat waren es Geister, die ich innerhalb der Mauern entdeckte Gesichter von Männern und Frauen. Manche verzerrt, andere wiederum nur bleich, alle jedoch besaßen eines gemeinsam.

Sie gehörten nicht zu den lebenden Personen.

Ihre Stimmen drangen von allen Seiten auf mich ein, als hätte ich in diesem Raum eine moderne Quadro-Anlage aufgebaut. Ich hörte sie sprechen, wispern und flüstern. Es war eine Anklage aus längst vergangenen Zeiten, und ich wußte plötzlich Bescheid.

Das waren Marcels Opfer.

Die Geister derjenigen Personen, die durch seine Hände auf grausame Art und Weise ums Leben gekommen waren. Er hatte sie getötet, sie fanden nach dem Tod keine Ruhe und waren nun zurückgekommen, um sich an ihm zu rächen.

»Das Kreuz!« hörte ich die Stimmen raunen. »Das Kreuz und seine heilige Kraft haben dafür gesorgt. Wir sind wieder da, Folterknecht. Siehst und hörst du uns? Wir sind wieder da…«

»Ja, verdammt!« stöhnte Marcel. »Ich… ich sehe es.«

»Weißt du, was nun geschieht?«

»Haut ab…«

»Wir werden dich töten, Folterknecht. Wir werden dich so umbringen, wie du uns getötet hast. Das Kreuz lockte uns. Seine Kraft gab auch uns Kraft. Jetzt sind wir da…«

Während die Geister aus dem Zwischenreich zu ihm gesprochen hatten, waren sie von mir beobachtet worden. Ich hatte mir die Gesichter angeschaut, sie nicht genau gezählt. Ein Dutzend mochten es schon sein.

Bleiche Fratzen, ausgemergelt, gezeichnet von den tiefen Spuren der Tränen.

Große Augen, offene Münder, die Schreie entlassen wollten, aber

nicht konnten. Qual in den Blicken, doch auch der Wille einer furchtbaren Rache.

Sollte ich versuchen, dem Folterknecht zu helfen?

Nein, er war kein Mensch, er war ein vom Teufel Geschickter, wie ich es auch bei Ed Mosley erfahren hatte, und er würde seine Strafe erhalten. Dafür sorgten die, die er so grausam umgebracht hatte. Die Zeit hatte diesmal nicht den Mantel des Vergessens über die ruchlosen Taten ausgebreitet.

Plötzlich sprachen sie mich an. Mehrere Stimmen vereinigten sich dabei zu einer einzige. »Du mußt gehen, Fremder. Wir wollen mit ihm allein sein. Es ist die Zeit der Abrechnung.«

Konnte ich jetzt verschwinden?

Es ging mir nicht allein um diesen grausamen Folterknecht, auch um das Prinzip. Wenn ich ging, würde ich wahrscheinlich nie zu wissen bekommen, wie die beiden gegensätzlichen Parteien genau zueinander standen.

Der Folterknecht hatte genau verstanden, wie ich reagieren sollte.

Und er wollte nicht, daß ich ging.

»Nimm mich mit!« keuchte er. »Verdammt, nimm mich mit. Du kannst mich hier nicht allein lassen. Die sind zurückgekommen und machen mich fertig. Die werden mich vernichten. Die…«

Ich konnte keine Antwort geben, denn ich spürte einen seltsamen Druck. Ein anderer hatte die Kontrolle über meinen Körper gewonnen, und der machte mit mir, was er wollte.

Er schob mich zurück.

Ich versuchte mich dagegen aufzulehnen, es klappte nicht. Die andere Macht war stärker.

Ich setzte mich in Bewegung. Einen Schritt, den zweiten und dabei in Richtung auf die Falltür zu. Ein Unsichtbarer leitete meine Schritte, und dieser Unsichtbare stand mit dem Kreuz in Verbindung.

Es trieb mich dem Ausgang entgegen!

Meine Verwirrung wuchs. In diesen Augenblicken stellte ich fest, daß mein Kreuz nicht mehr mir, sondern fremden Mächten gehorchte, weil von ihnen die treibende Kraft ausging.

Es war schlimm.

Zwar brach für mich keine Welt zusammen, aber daß ich mein Kruzifix nicht lenken konnte und die hier wohnenden Geister die Kontrolle übernommen hatten, erschreckte mich schon.

Es hatte auch keinen Sinn, dagegen anzukämpfen. Diese Folterkammer mußte einfach ihre Macht ausspielen. Zu lange hatten die Geister der Opfer im Verborgenen gelauert. Erst durch mein Eindringen waren sie wieder erweckt worden.

Es gelang mir nicht, den Fluch der Rache zu stoppen. Deshalb blieb mir nichts anderes übrig, als auf die Leiter zu klettern und sie

hochzugehen. Noch einen letzten Blick warf ich in die Tiefe der Folterkammer.

Marcel lag am Boden. Die Fackel war ihm aus der Hand gerutscht.

Sie lag neben ihm und brannte dort weiter. Ihr zuckendes Licht geisterte über die Wände, traf sein Gesicht und malte dort ein Spiel aus Licht und Schatten ab.

Er verschwand aus meinem Blickwinkel, und ich drückte meinen Kopf durch die Falltür. Wenig später stand ich in der Gaststube, wo ich zuschauen konnte, wie sich die Falltür selbständig machte und zuschlug.

Das dabei entstehende Geräusch erschreckte mich.

Danach war es still.

Sehr schnell wurde die Stille von grauenvollen Lauten unterbrochen.

Was der Folterknecht vor langen Jahren den Opfern angetan hatte, bekam er nun zurück.

Höchstwahrscheinlich in der gleichen Art und Weise. Ich hörte ihn schaurig schreien, vernahm auch das Wimmern und wartete mit klopfendem Herzen ab, bis die Laute verstummt waren.

Unter mir, in der Folterkammer, war es still geworden. Eine unnatürliche Stille, die des Todes, der Angst und der Verzweiflung.

Erst jetzt merkte ich, daß ich noch immer mein Kreuz in der Hand hielt. Ich schaute es an wie einen Fremdkörper und dachte darüber nach, daß es mich im Stich gelassen hatte.

Jetzt sah es wieder völlig normal aus. Es reagierte auch nicht, als ich mich bückte, die Klappe anhob, mich kniete und schräg in die Folterkammer schaute.

Es war schwer für mich, etwas zu erkennen. Der andere lag einfach zu weit hinten. Ein paar Spiele aus Licht und Schatten fielen mir noch auf, das war alles.

Und die Stimmen hörte ich.

»Er lebt nicht mehr. Wir haben uns gerächt. Dank dem Kreuz und dank dir, daß du es uns gebracht hast. Nun können wir endlich die Ruhe der Ewigkeit finden…«

Die Ruhe der Ewigkeit!

Das genau war es, was sie gesucht und nun bekommen hatten. Ich schloß die Tür. Was mit dem Folterknecht genau geschehen war, wollte ich gar nicht sehen. Andere Dinge waren wichtiger. Die Menschen, die sich in der Gewalt eines gewissen T.C. Markham befanden und wahrscheinlich ein ähnliches Schicksal erleiden sollten wie Marcel, der Folterknecht. Ihm waren die Opfer nicht zugeführt worden, aber ich hatte noch von einem anderen Namen gehört.

Abbot, der Henker!

Was konnte man damit anfangen? Wahrscheinlich eine Menge, wenn man näher darüber Bescheid wußte. Ich allerdings nicht, denn von

einem Abbot hatte ich nichts gehört.

Das mußte ich ändern.

Leider war ich ohne meinen Bentley. Aber das Restaurant besaß natürlich Telefonanschluß. Jetzt konnte ich den Fall nicht mehr lösen.

Suko mußte mir helfen.

Ich schaute auf die Uhr. Hoffentlich war er noch im Büro. Ich wählte und bekam Glenda an die Strippe.

»Ach nee, hört man von dir auch mal wieder etwas«, sagte sie.

»Wir dachten schon, du wärst…«

»Gib mir Suko.«

Am Klang meiner Stimme erkannte Glenda, daß ich für langes Scherzen nicht aufgelegt war und verband mich weiter.

»Ich wollte gerade gehen«, sagte mein Partner.

»Halte dich noch zurück, Alter. Ich habe da noch was für dich.«

»Und?«

»Versuche alles über einen Henker namens Abbot herauszufinden. Laß die Computer spielen, laß meinetwegen die ganze Abteilung auf dem Kopf rotieren, aber sorge dafür, daß wir etwas herausbekommen.«

»Gut, aber was machst du?«

»Ich besorge mir ein Taxi und komme zum Yard. Die Fahrt ist anders verlaufen, als ich es mir gedacht habe. Davon aber später.«

»Dieser Abbot ist tot?« fragte Suko.

»Im Prinzip ja.«

»Wann hat er gelebt?«

»Weiß ich nicht. Über solche Leute gibt es aber Unterlagen, das kann ich dir versprechen. Bis gleich.« Ich legte auf. Danach wählte ich die Nummer einer Taxi-Zentrale.

Eine schläfrig klingende Frauenstimme fragte nach meinen Wünschen.

Ich bestellte einen Wagen und setzte das »brandeilig« hinzu.

»Ich werde sehen, was sich machen läßt, Sir.«

»Beeilen Sie sich.«

Die Wartezeit verkürzte ich mir mit dem Rauchen einer Zigarette.

Auch verspürte ich Durst. Aus dem Regal holte ich mir eine Flasche Cola und trank sie in kleinen Schlucken leer.

Dieses Gasthaus gefiel mir überhaupt nicht mehr. Es war so wie der gesamte Fall. Undurchsichtig, verworren und makaber. Da waren Menschen in eine Mühle hineingeraten, deren Steine sie zu zermalmen drohten.

Ich verließ den Raum und baute mich vor der Eingangstür auf.

Hoffentlich fand der Fahrer das Ziel. Leider lag das Gasthaus ein wenig versteckt.

Ich konnte den Weg hochschauen und sah an dessen Ende die

Umrisse eines Autos.
Das war der Wagen.
Bevor der Fahrer sich noch orientieren konnte, lief ich ihm winkend entgegen. Er verstand das Zeichen und blieb stehen.
»Mann«, sagte er, als ich die hintere Tür aufzog. »Da haben Sie sich aber eine Ecke ausgesucht.«
»Ich tat es nicht freiwillig.«
»Ist auch schwer vorstellbar.« Er legte den Gang ein. »Wo soll es denn hingehen?«
»Scotland Yard.«
»Was?«
»Ja, und zwar sehr schnell.«
»Was wollen Sie denn bei den…«
»Ich gehöre selbst dazu.«
Da war der gute Mann ruhig, denn eine sehr hohe Meinung schien er von der Polizei nicht zu haben. Es störte mich auch nicht. Hauptsache, er brachte mich rasch zu meinem Ziel.
Meine Gedanken beschäftigten sich während der Fahrt mit dem Fall.
Hoffentlich hatte Suko etwas erreicht und mehr über diesen geheimnisvollen Henker namens Abbot herausgefunden. Ich hatte erlebt, wie gefährlich Mosley und der Folterknecht gewesen waren.
Abbot stand ihnen sicherlich in nichts nach. Seine Chancen waren sogar noch gewachsen, denn die Menschen hatten das Blut des Folterknechts trinken müssen.
Eine sichere Beute für Abbot…

***

Der Fahrer gab sein Bestes. In Rekordzeit erreichten wir das Ziel. Ich entlohnte ihn und legte noch ein anständiges Trinkgeld obendrauf, was ihn erstaunt nicken ließ, denn so etwas war er von einem Polizisten nicht gewohnt, wie er mir erklärte.
»Es gibt eben überall Ausnahmen«, sagte ich.
Er lachte und dampfte ab.
Ich fuhr nach oben. Glenda Perkins war noch nicht gegangen. Sie wartete gespannt.
»Wo steckt Suko?« Mit diesen Worten begrüßte ich sie.
»Er forscht noch nach.«
Ich ließ mich auf der Schreibtischkante nieder. »Hat es Schwierigkeiten gegeben?«
»Vielleicht. Deine Informationen waren dürftig, wie Suko meinte. Es wird noch dauern.«
»Das ist schlecht.«
»Steht es so schlimm?« fragte Glenda besorgt.
Ich nickte. »Auch Sarah Goldwyn hängt mit drin.«

»O Gott.« Glenda erschrak. Sie und Sarah standen in einer besonderen Verbindung zueinander; Beide mochten sich gut leiden. Nicht zuletzt seit dem Fall in Rom, wo beide in höchste Lebensgefahr geraten waren und ich sie praktisch herausgepaukt hatte.

»Ich werde zu Suko gehen.«

»Soll ich noch hierbleiben?«

»Es wäre gut. Außerdem kannst du Sir James informieren, falls er noch da ist.«

»Mach ich, John.«

Ich stieg in den Fahrstuhl und fuhr in den unterirdischen Bereich des Yard Building. Dort hatte die Technik ihren Sitz. Gepaart mit Forschung und Wissenschaft. Immer wenn ich eintraf, schlugen die Kollegen die Hände über dem Kopf zusammen, weil meine Wünsche besonders eilig waren.

Das Licht der Leuchtstoffröhren begleitete mich, als ich den kahlen Gang entlangschritt, der mich zum Ziel brachte. In der Info-Abteilung sah ich Suko. Er hockte vor einem kleinen Schreibtisch und hatte den Kopf über eine lange Liste gebeugt. Als ich die Tür aufstieß, zuckte er herum.

»John, endlich.«

»Hast du Erfolg gehabt?«

Er hob die Schultern. »Sieht nicht so aus, aber wir bleiben dran.«

Neben ihm blieb ich stehen. »Gibt es überhaupt einen Henker namens Abbot.«

»Es gab einen.«

»Wann gestorben?«

»Das liegt schon zweihundert Jahre zurück. Er war praktisch ein Privathenker und schrecklicher Sadist.«

»Wo hat er denn sein Unwesen getrieben?«

»Hier in London. Und zwar an einem Ort, der House of Horror heißt.«

»Na, das ist doch was. Wo befindet sich das Haus?«

Suko stand auf. »Da muß ich noch nachschauen.«

Ich winkte ab. »Sag du Shao Bescheid, daß es eine lange Nacht werden kann. Ich suche mir das House of Horror schon heraus. Und wenn ich den Namen höre, paßt dieser Begriff vorzüglich zu einer Gruseltour, die unser Freund T.C. Markham unternimmt. House of Horror«, ich wiederholte den Begriff noch mal. »Kann es etwas Schaurigeres geben, als dort sein Leben auszuhauchen?«

»Ich glaube kaum«, erwiderte Suko leise.

House of Horror!

Auch Lady Sarah und die anderen hatten diesen Begriff von T.C.

Markham gesagt bekommen. Seltsamerweise hatte sie das nicht erschreckt. Seit Einnahme des Tranks hatte sich sowieso einiges

verändert, und Sarah Goldwyn betrachtete ihre Mitreisenden aus völlig anderen Augen.

Sie hatten alle getrunken. Lady Sarah erinnerte sich genau, wie das Zeug zuerst den Mund ausgespült hatte und dann durch die Kehle geronnen war. So dick, so zäh wie Sirup. Dazu mit einem süßlichen Geschmack versehen, der dem des Blutes nicht unähnlich war.

Ob sie Blut getrunken hatte, war ihr jetzt egal. Sie hatte sich daran gewöhnt.

Ab dann hatte es für alle nur T.C. Markham gegeben. Sie hatten seine veränderte Stimme gehört. Jedes Wort, das er zu ihnen sagte, klang wie ein Glockenschlag. So hallend und gleichzeitig auch fordernd und befehlend. Er war der Mann, dem sie gehorchen mußten. Und sie gehorchten gern.

Auch Sarah Goldwyn.

Die Wirkung des Tranks hatte sie in einen Rauschzustand versetzt.

Zu Beginn hatte sie das Gefühl gehabt, gar nicht mehr mit beiden Beinen auf dem Boden zu stehen, sondern über ihm zu schweben.

Sie erinnerte sich daran, wie sie unter Markhams Leitung auf den Bus zugegangen waren. Schritte und Körper hatten dabei einen federnden Gleichklang gebildet. Alle waren durch den Garten und durch die Natur geschwebt, ohne von irgendwelchen Zeugen gesehen zu werden.

Dann waren sie eingestiegen.

Der Bus war ihnen wie eine kleine Insel vorgekommen, auf der sie sich wohl fühlten. Ohne daß jemand dazu einen Befehl gegeben hatte, nahmen sie auf denselben Sitzen Platz wie auf der Einfahrt.

Dort hockten sie dann und warteten darauf, daß Markham abfuhr.

Das geschah sehr schnell, denn der Mann hatte es eilig. Auf der Fahrt, und daran erinnerte sich Lady Sarah, war es dann zum erstenmal über sie gekommen.

Sie entwickelte Haßgefühle!

So etwas hatte sie noch nie mit dieser Deutlichkeit erlebt. Zwar haßte sie die dämonische Brut, aber die neuen Gefühle richteten sich gegen ihre Mitreisenden.

Sie stellte plötzlich fest, daß sie die ihr schräg gegenüber sitzende Rita haßte. So sehr, daß sie sich deren Tod wünschte. Lady Sarah hütete sich, davon ein Wort verlauten zu lassen. Nur als Rita den Kopf drehte und sich die Blicke der beiden Frauen trafen, merkte die Horror-Oma, daß Rita von den gleichen Gefühlen geleitet wurde.

Auch sie sah Lady Sarah so seltsam an. So kalt, so haßerfüllt und ohne Erbarmen.

Bei den anderen war es ebenso.

Das Ehepaar Betty und Kenneth sprach darüber. Sie, die so harmlos und normal gewesen waren, redeten offen über den Haß, die Vernichtung und den Tod des anderen.

Zu einer Eskalation kam es nicht. In dem fahrenden Bus herrschte eine trügerische Ruhe, die dem Pulverfaß glich, an dem schon die Lunte brannte.

Ihr Ziel lag in einem kleinen Park. Ein etwas verschnörkeltes Gebäude, zu vergleichen mit einem kleinen Landhaus, dem T.C.

Markham den Namen House of Horror gegeben hatte.

Und nun befanden sich die Reisenden dort.

Es war die seltsame Atmosphäre, die alle sofort spürten. Die kahlen Wände, die langen Gänge, die flüsternden Stimmen, die nicht von ihnen stammten, sondern von denjenigen, die das House of Horror geisterhaft bewohnten, und sie ließen sich von Markham führen.

Ein langer Gang teilte das Haus praktisch in zwei Hälften auf.

Markham ging vor, während sich die Besucher in einer Reihe angeschlossen hatten.

Clive und Patrick, die beiden Freunde, hielten sich dicht hinter ihm.

Auch sie wirkten nicht mehr so locker, sie waren gespannt. Wenn sie sich anschauten, hatten sich die Blicke verändert. Wesentlich böser und kälter waren sie geworden.

Auch zwischen ihnen schwebte der Haß.

Den beiden folgte Rita. Ihr Gang war ein anderer geworden.

Aufreizend, beinahe provozierend. Sie schwenkte die Hüften, das lange Haar wippte bei jedem Schritt auf und nieder, und Lady Sarah schaute direkt auf den Rücken der vor ihr gehenden Frau.

Betty und Kenneth hatten sich Lady Sarah angeschlossen. Manchmal wurde die Horror-Oma sogar von ihnen in die Mitte genommen und aus kalten Augen angeschaut.

Hin und wieder zuckte um die Lippen der beiden ein böses, gleichzeitig wissendes Lächeln, sie sagten dabei nichts, bis Sarah Goldwyn fragte: »Was habt ihr?«

»Wir suchen noch!« wisperte Kenneth.

»Und wonach.«

»Nach deinem Tod.« Er lachte meckernd.

Sarah Goldwyn zeigte sich davon unbeeindruckt. »Das gleiche gebe ich zurück. Auch ich werde euch killen.«

»Vergeßt mich nicht«, meinte Rita und schwenkte ihre Tasche.

»Ich habe eine Pistole bei mir. Dabei überlege ich nur noch, wen ich zuerst umbringen soll.«

»Schieß doch den beiden vor dir in den Rücken!« hetzte Betty.

Auch sie war völlig verändert. Das Böse hielt sie fest in seinen Klauen. Dafür hatte der Trank schon gesorgt.

»Ja, die Idee ist gut.« Rita nickte.

T.C. Markham hatte die Worte gehört. Er blieb stehen und drehte sich um. »Niemand schießt auf den anderen«, erklärte er. »Erst wenn ich es befehle. Noch bin ich der Herr, und ich habe auch vor, es zu

bleiben. Verstanden?«

Die sechs nickten.

»Dann bin ich beruhigt.« Er lächelte. »Wir sind sowieso gleich da. Dann werdet ihr den Raum betreten, wo Abbot gewütet hat. Alles ist noch vorhanden, die Geräte stehen bereit, man braucht sie nur mehr zu aktivieren. Und das ist geschehen.«

»Was sind es für Geräte?« fragte Patrick beinahe gierig.

»Hier arbeitete der Henker.«

»Der Galgen«, stellte Lady Sarah fest.

»Ja, der Galgen. An ihm werdet ihr hängen. Ihr könnt euch auch köpfen lassen, ganz wie es beliebt.«

»Und wer hängt wen?«

»Abbot wartet schon. Er war einer der großen Henker. Dabei arbeitete er für die Burlingtons, eine adelige Familie, die stolz darauf war, ihren Henker irgendwann einmal ausleihen zu dürfen. Abbot machte das Töten Spaß. Er freute sich über jeden Delinquenten. Er hängte Männer und Frauen auf. Manchmal ließ er sie sogar wählen. Einige entschieden sich für den Strick, die anderen für die Guillotine. Das war ganz unterschiedlich. Was rede ich, das werdet ihr alles noch zu Gesicht bekommen. Und wenn ihr hin und wieder das Gerassel von Ketten hört, macht euch nichts daraus. In diesem Haus spuken noch mehr. Der Duke of Burlington, der sein Leben in Ketten verbracht hat, und dessen Geist noch herumirrt, besucht uns ab und zu. Er haßte den Henker, aber sein Bruder liebte ihn. Deshalb ließ er auch den Duke in Ketten legen. Töten wollte er ihn nicht. Die andere Strafe war schlimmer.« Markham deutete in die Runde. »Wer in diesem Haus steckt, erlebt das Böse. Er empfindet die schrecklichen Gedanken, die in den Mauern wohnen und auch ihn erfassen. Behaltet euch gegenseitig im Auge. Ihr habt den Trank des Folterknechts zu euch genommen und werdet nun bald die Früchte ernten.«

Es waren die letzten Worte des Reiseführers. Danach ließ er das House of Horror und dessen Kräfte auf die Menschen wirken. Er ging nur mehr die Schritte, die gegangen werden mußten, denn er wollte die große Doppeltür erreichen, die den Gang begrenzte.

Dort blieb er stehen und drehte sich noch einmal um. Eigentlich hatte er nicht mehr reden wollen, er tat es dennoch, nur hatte er seine Stimme gedämpft, so daß sie zu einem Flüstern wurde.

»Hinter dieser Tür liegt das Zentrum«, wisperte er. »Eine Hölle für sich, denn hier haben sich die Kräfte der Schwarzen Magie erhalten. Da werden die früheren Jahrhunderte lebendig, das Grauen ist nicht gestorben, es wacht weiterhin, und ihr werdet in diesen Strudel hineingeraten und euch ebenfalls wünschen, Böses zu tun. Abbot, der Henker, ist zurückgekehrt. Er wartet auf euch.«

Bevor T.C. Markham die Tür noch einmal aufstieß, schaute er die

Gäste der Reihe nach an. Auch sein Gesicht hatte einen bösen Ausdruck angenommen. Die Lippen zuckten, wenn er sie zu einem Grinsen in die Breite zog, dann drückte er die schwere Klinke, stieß die Tür auf, und seine Gäste betraten eine andere Welt…

Die Welt des Schreckens!

Sie hüllte sie ein, sie umfing sie wie ein Krake, der seine langen Arme ausgestreckt hatte. Es war eine Welt des Lichts und der Schatten. Sie glühte in einem tiefen Rot, war gleichzeitig so klar, daß die Menschen sehen konnten.

Wer von der Tür aus den Blick nach vorn warf, schaute nicht nur auf ein höher gelegenes Podest, auch nur auf die Wand dahinter.

Und er konnte das Gefühl bekommen, eine lebende Wand vor sich zu haben, denn jenseits des hochgereckten Galgens waberte die Gluthölle.

Aufgemalt konnte es nicht sein, denn die Farben bewegten sich.

Sie bildeten Kreise und Schlieren. Schlangenlinien und Wellen. Alles in einem gefährlich anzusehenden düsteren Rot.

Horror-Atmosphäre.

Das rote Licht war jedoch so klar, daß sich der Galgen scharf und deutlich vor ihm abheben konnte. Das Gerüst des Schreckens, das die Jahrhunderte über soviel Angst und Panik verbreitet hatte und in der Gegenwart zu den Museumsstücken gehörte, verfehlte auch die Wirkung auf die Ankömmlinge nicht. Sie standen da und staunten.

Der Galgen erinnerte an einen hölzernen Hals, der seinen Kopf vorgeschoben hatte. Er war innerhalb des Podestes befestigt worden, reckte sich in die Höhe, und der Teil, an dem die Schlinge hing, sah aus wie ein steifer Arm.

Ein furchtbares Bild, das den Menschen Schauer über die Haut trieb.

Auch sie, die den Keim des Bösen in sich spürten, blieben nicht unbeeindruckt.

Ihre bleichen Gesichter bekamen, als sie näherkamen, eine rötliche Farbe. Das Licht breitete sich aus, es wirkte wie große Flecken aus dünnem Blut.

Glatt war der Boden. Düster und kalt. Die Steine lagen fugendicht nebeneinander.

Die Augenpaare konzentrierten sich auf die Schlingen. Sie war sorgfältig geknüpft worden. Obwohl kein Wind diesen unheimlichen Raum durchwehte, bewegte sich die Schlinge, als würden unsichtbare Hände sie führen. Sie befand sich genau über dem Schemel, der ebenfalls auf dem Podest stand und der dafür vorgesehen war, denjenigen als Hilfe zu dienen, die nicht groß genug waren, um ihre Köpfe in die Schlinge zu stecken.

Weiter hinten glühte die Wand in ihrem unheimlichen Feuer. Eine Mischung aus roten und gelben Flammen, denn sie sollten das

Höllenfeuer andeuten.
Niemand der Gäste bemerkte, daß sich T.C. Markham verzogen hatte.
Er war auf leisen Sohlen verschwunden und hatte seine Besucher der Atmosphäre des Bösen überlassen.
Sie standen da, schauten und warteten.
Und sie merkten, daß die anderen Kräfte stärker wurden. Das Getränk, das sie zu sich genommen hatten, zeigte Wirkung. Gerade in dieser schlimmen Atmosphäre drang es hoch und überrannte sie wie eine große Welle.
Die Gewalt wollte sich freie Bahn verschaffen.
Es begann mit Rita!
Bevor sie einer der anderen aufhalten konnte, sprang sie zurück.
Dabei öffnete sie ihre Tasche und riß die vernickelte Pistole hervor, die sie in der Hand hielt und im Halbkreis schwenkte, denn in einer solchen Formation standen die anderen vor ihr.
»Na?« fragte sie mit einem höhnischen Unterton in der Stimme.
»Wie geht es euch jetzt?«
Keiner gab Antwort.
»Soll ich euch killen?«
»Wir werden dich erwürgen, du Schlange!« Betty spie die Antwort der jüngeren Frau entgegen und erntete nur mehr ein Lachen.
»Ich nehme ihr die Waffe weg!« sagte Patrick.
»Nein!« Scharf klang der Befehl. Rita sprang zurück und richtete die Mündung auf den jungen Mann.
Er wurde von den anderen eingerahmt. Sie alle – Lady Sarah eingeschlossen –, bedachten Rita mit kalten Killerblicken. Wenn es darauf ankam, würden sie die Frau packen und an den Galgen schleifen.
Ein jeder von ihnen spürte die bösen Gedanken, denen die entsprechenden Taten folgen sollten.
»Wer mich anrührt, wird erschossen!« flüsterte Rita.
»Was hast du für einen Grund?«
»Nur so.«
»Das gibt es nicht«, sagte Lady Sarah.
Rita lachte. »Für mich schon. Spürt ihr es nicht selbst? Merkt ihr nicht, wie die Gedanken sich selbständig machen, aber gleichzeitig von dem Bösen geleitet werden? Nein, das könnt ihr nicht merken, das ist unmöglich.« Sie schüttelte den Kopf und redete wirr. »Aber ich zeige euch, wer hier zu sagen hat. Ich werde euch der Reihe nach abschießen.« Sie kicherte hohl. »Vielleicht auch nur verletzen und euch danach zum Galgen schleifen. Dann stecke ich eure Köpfe in die Schlinge und…«
Clive sprang vor.
Er wirkte im Moment des Absprungs wie ein großer Vogel, weil er

die Arme ausgebreitet hatte. Durch die Bewegung brachte er sich zwischen Rita und die anderen. Wenn sie jetzt schoß, konnte sie nur einen treffen.

Sie drückte ab.

Fast bösartig peitschte die kleine Waffe in ihrer rechten Faust auf.

Es klang wie das Bellen eines kleinen Hundes, nur war es wesentlich gefährlicher, denn die Kugel traf.

Clive bekam sie mit. Die anderen sahen nichts, weil er ihnen den Rücken zudrehte, aber sie hörten den ächzenden Laut, der aus dem Mund des Mannes drang.

Dann fiel er.

Sein Körper bewegte sich noch, bis er auf dem Rücken liegenblieb.

Ein jeder konnte die weit aufgerissenen Augen sehen.

Augen, in denen kein Leben mehr stand.

Tote Augen…

Und zwischen ihnen, wo die Stirn eine glatte, helle Fläche bildete, befand sich ein kleines Loch mit einem roten Rand. Dort hatte Clive die Kugel erwischt.

Die anderen sahen es. Auch Patrick schaute in das Gesicht seines toten Freundes.

Und er tat nichts.

Beinahe teilnahmslos nahm er die Tatsache hin, daß jemand seinen Freund umgebracht hatte. Er selbst war vom Flair des Bösen erfüllt, das seine Gedanken leitete.

Rita, die Mörderin, begann zu lachen. Es war ein schrilles Kreischen, das ihren Mund verließ. Sie amüsierte sich über diese ruchlose Tat, und sie versprach lachend, daß es den anderen ebenso ergehen würde.

Die stürzten sich auf sie.

Als hätten sie einen gemeinsamen Befehl erhalten, so setzten sie sich in Bewegung. An der Spitze die beiden Männer, und sie überraschten Rita mit dieser Aktion.

Kenneth riß sie einfach um.

Rita kam nicht mehr dazu, noch einen Schuß abzugeben. Der schwere Körper fiel auf sie und nagelte sie am Boden fest. Bevor sie sich noch wehren konnte, hatte auch Patrick zugegriffen. Er nahm ihr rechtes Handgelenk zwischen seine Finger und bog es herum.

Der Druck war so stark, daß die Frau nichts dagegen unternehmen konnte und die Waffe ihr aus den Fingern rutschte.

Das hatte Patrick erreichen wollen.

Während die anderen auf Rita einschlugen, schoß er gegen die Decke.

Dieser Schuß stoppte die Aktionen der übrigen.

Sie ließen die Frau los und schauten Patrick zu, wie er langsam näherkam und die Pistole dabei so gesenkt hielt, daß die Mündung auf

den Kopf der Frau wies. Sein Zeigefinger lag am Abzug.
»Jetzt werde ich dich töten!« versprach er.
»Nein!«
Alle Köpfe rückten zu derjenigen Person herum, die gesprochen hatte.
Es war Sarah Goldwyn gewesen. Sie stellte sich gegen diese Tat und ging furchtlos auf Patrick zu, der die kleine Pistole ein wenig drehte und dann auf die Horror-Oma zielte.
»Weshalb willst du sie töten?« fragte Sarah.
»Weil ich es so will.«
»Ich will sie auch tot sehen«, erklärte Sarah Goldwyn mit krächzender Stimme.
»So? Dann laß mich.«
»Eine Kugel ist viel zu schade«, flüsterte Sarah. »Nein, wir können es anders machen. Ich habe da eine gute Idee!«
»Rede schon«, verlangte Betty.
Lady Sarah drehte sich. Sie hatte dabei den rechten Arm ausgestreckt und den Zeigefinger lang gemacht. Mit dem Nagel wies sie auf den Galgen, der auf dem Podest hoch wuchs. »Dort soll sie ihr Leben aushauchen. Wir hängen sie auf!«
Nach ihren Worten war es sekundenlang still. Die Leute mußten den Vorschlag erst verdauen. Da sie jedoch allesamt vom Bösen durchdrungen waren, dauerte es nicht sehr lang, und sie stimmten begeistert zu. Ihre Begeisterung entlud sich dabei in gellenden Schreien, die gegen die Decke hallten.
Ja, sie waren voll mit diesem Vorschlag einverstanden! Auch Patrick, denn er senkte die Waffe, so daß die Mündung jetzt zu Boden zeigte.
Gleichzeitig nickte er.
»Wenn ihr es so haben wollt, ich stehe euch nicht im Wege!« keuchte er. »Aber eines laßt euch gesagt sein. Derjenige, der diese Frau aufhängt, werde ich sein.«
»Das kannst du.«
»Dann zum Galgen mit ihr!«
Nichts hätten die Menschen lieber getan. Auch Rita hatte verstanden, was die anderen mit ihr vorhatten. Sie versuchte sich zu wehren. Im Nu hatte sich ein Knäuel aus Menschenleibern gebildet.
Rita schlug, kratzte und biß, aber sie bekam doppelt soviel zurück.
Patrick gab einmal nicht acht, weil er zu stürmisch war, und bekam die Fingernägel der Frau durch sein Gesicht gezogen, so daß sich auf der Wange fünf rote Streifen abmalten, aus denen das Blut sickerte.
»Du Bestie!« keuchte er. »Du verfluchte Bestie. Ich werde dich fertigmachen!«
Er schlug.
Die anderen ließen ihn. Seine Schläge trieben Rita bis zum Podest

zurück. Vergeblich versuchte sie, mit beiden Armen ihr Gesicht zu schützen, die Treffer waren einfach nicht zu vermeiden, denn sie zertrümmerten die Deckung.

Vor dem Podest brach sie in die Knie. Ihr Gesicht zeigte die Spuren der Treffer.

Kenneth trug an seinem linken Finger einen dicken Ring. Wo dieser getroffen hatte, war die Haut aufgeplatzt, so daß kleine Blutfäden aus der Wunde rannen. Ansonsten zeigte das Gesicht nur mehr geschwollene Stellen.

Aus eigener Kraft konnte sich Rita nicht erheben. Daß sie auf die Füße kam, dafür sorgten die »helfenden« Hände, die sie in die Höhe zerrten.

Rita blieb stehen. Von allein konnte sie sich nicht halten, die Beine hatten unter ihrem Körpergewicht nachgegeben. Der Kopf fiel ihr in den Nacken, den Mund hatte sie weit aufgerissen und holte keuchend Luft.

Sie war am Ende.

Ohne sich abgesprochen zu haben, wußten die anderen sofort, was sie zu tun hatten. Hände packten zu und drückten den Körper in die Höhe, damit er auf das Podest gehievt werden konnte.

Lady Sarah blieb unten stehen. Sie half mit, die Frau abzustützen, während Kenneth und Patrick schon hochgeklettert waren und Rita an den Schultern hielten.

»Ihr Hundesöhne!« keuchte sie. »Ihr verdammten Kerle! Ihr werdet mich nicht hängen. Ihr nicht…«

»O doch«, erwiderte Patrick. »Dein Kopf soll in der Schlinge stecken. Sie ist für dich wie gemacht. Du wirst wunderbar hineinpassen, das kann ich dir versichern.«

Als hätte die Schlinge seine Worte genau verstanden, begann sie stärker zu pendeln, obwohl kein Wind durch den unheimlichen Raum fuhr.

Auch Lady Sarah kletterte auf das Gerüst. Mit den Blicken maß sie die Länge der Frau und auch die Entfernung zum Galgen. Die war einfach zu groß, und Lady Sarah entschloß sich deshalb, den Hocker als Hilfe zu nehmen.

Sie rückte ihn ein wenig zur Seite und baute ihn so auf, daß er direkt unter der leicht pendelnden Schlinge stand.

Jetzt war alles klar!

»Schafft sie her!« rief Lady Sarah. Sie war überhaupt nicht wiederzuerkennen. In ihren Augen brannte das Feuer des Bösen. Die Lippen bildeten einen Strich, die Haut an den Wangen zuckte, als würde sie von Stromstößen erschüttert, und mit nahezu gierigem Blick schaute sie zu, was die anderen mit Rita machten.

Sie hielten sie hart umklammert. Beide Arme waren der Frau auf den

Rücken geworfen worden, die noch immer nicht aufgegeben hatte und sich gegen den Griff stemmte. Gift und Galle spie sie. Rita verfluchte ihre Peiniger. Wenn sie die Möglichkeit sah, trat sie auch um sich.

Dafür kassierte sie abermals Schläge, und sie schaffte es nicht, den Fäusten der drei zu entkommen.

Auch Betty gebärdete sich wie eine Rasende, indem sie auf den Rücken der anderen schlug. Ihre Fäuste erzeugten dabei ein dumpfes Echo, das von alle gehört wurde.

Der Galgen rückte näher.

Die Schlinge, die Rita von unten anschaute, kam ihr seltsam groß vor, wie der Eingang zum Reich des Todes.

Für einen Moment erstarrte sie.

Das nutzten die anderen aus. Sie griffen gleichzeitig zu, schleuderten sie vor, so daß Rita gegen den Schemel stieß und ihn umkippte. Das sollte nicht sein, Sarah Goldwyn bewegte sich schnell.

Bevor sich Rita versah, hatte sie den Schemel schon wieder so hingestellt, wie er sein mußte, damit der weibliche Delinquent auf ihn steigen konnte.

»Nein, ihr Hundesöhne!« keuchte Rita. »Ich lasse mich nicht hängen!«

Sie schüttelte sich dabei, aber sie schaffte es nicht, die Fäuste der anderen von ihrem Körper wegzubekommen. Und Patrick drückte ihr die Mündung der vernickelten Pistole genau in das Fleisch der linken Wange, so daß Rita stillstand.

»Soll ich schießen oder…?«

Betty und Kenneth griffen zu. Rita hatte sich auf Patrick und dessen Worte konzentriert. Aus diesem Grunde war es den beiden anderen ein Leichtes, sie ruckartig zu heben und auf den Schemel zu stellen.

Dort blieb sie.

Die anderen hatten die Arme ausgestreckt und hielten sie fest. Rita zitterte. Sie sah, daß Patrick mit einer Hand nach der Schlinge griff.

Er war ziemlich groß, so daß es ihm schon beim ersten Versuch gelang, die Schlinge über den Kopf der Frau zu streifen.

Das Seil scheuerte rauh auf der Haut, und die Frau begann zu kreischen. Sie schüttelte sich, aber sie wagte nicht, sich stärker zu bewegen, denn der Schemel stand auf nur drei Beinen. Wenn er kippte, hing sie.

»Sei ruhig!« flüsterte man ihr zu. »Sei verdammt ruhig, sonst treten wir ihn weg!«

»Dann tut es doch, ihr verfluchten Hundesöhne. Los, tut es! Tretet ihn weg. Ich…«

»Nein!«

Es war ein harter und hallender Ruf, der die Ohren der Henkerleute erreichte.

Sie erstarrten.

Jeder hatte die Stimme erkannt. Sarah Goldwyn trat einen Schritt zur Seite, weil sie Tritte gehört hatte. Sie näherten sich aus dem Hintergrund.

Der Henker kam…

Nein, es war nicht der Henker, sondern T.C. Markham. Nur hatte er sich umgezogen. Ganz in Schwarz war er gekleidet. Die Jacke ebenso wie die Hose. In der Mitte seines Körpers befand sich ein Gürtel, deren Schnalle metallen glänzte.

Markham löste sich aus dem Rot des Hintergrundes. Er kam mit schweren Schritten näher, wobei sich ein kaltes Lächeln auf seine Lippen gelegt hatte.

Die anderen warteten.

Sie besaßen Respekt. Sie wußten, daß Markham alles eingeleitet hatte und er ihr eigentlicher Anführer war. Ihm gehorchten sie.

Wenn er den Henker spielen wollte, sollte er.

Patrick, Betty, Kenneth und Lady Sarah traten zurück. Sie ließen soviel Platz, damit T.C. Markham den Galgen erreichen konnte.

Rita stand auf dem Schemel wie festgeklebt. Sie schaute über die Köpfe der anderen hinweg. Ihr Blick war starr, dennoch verlor er sich in der Ferne.

Markham blieb stehen und lachte. Dabei hatte er den Kopf gedreht, so daß er zu Rita hochschauen konnte. Er sah ihr bleiches Gesicht, den Schweiß auf der Stirn und meinte flüsternd: »Damit hast du doch rechnen müssen, oder nicht? Pech, daß es dich erwischt hat. Wäre ein anderer an die Reihe gekommen, hättest du auch mitgemacht, um dem Bösen auf die Sprünge zu helfen. Du hast getrunken, in dir steckt der Keim ebenso wie in den anderen. Und ich liebe die Gewalt ebenfalls. Ich lasse die alten Zeiten wieder hochleben, denn ich möchte sehr gern, daß ihr euch gegenseitig tötet.«

»Du bist doch nicht der Henker!« rief Lady Sarah. »Wo steckt Abbot? Zeige ihn uns!«

Markharns Interesse an Rita erlosch. Dafür drehte er den Kopf und schaute die Horror-Oma an. »Ich bin nicht der Henker?« fragte er lauernd.

»Nein!«

T.C. lachte. Es hallte schaurig durch den unheimlichen Raum und paßte zu der gesamten Atmosphäre. »Daß du dich da nicht mal täuschst«, erklärte er und hob beide Arme.

Alle schauten zu, wie er in sein Gesicht faßte. Er grub seine Finger tief in die Haut. Eigentlich hätte es schmerzen müssen, das geschah wohl nicht, denn dem Henker gelang es, die Haut zur Seite zu ziehen. Er riß und zerrte, die Haut machte sich selbständig, und ein jeder konnte sehen, daß es eine dünne Maske war, die er bisher getragen hatte.

Darunter kam ein völlig anderes Gesicht zum Vorschein.
»Ich bin Abbot, der Henker!« rief T.C. Markham mit dumpfer Stimme…

***

Wir hatten das Haus gefunden!
Beide wunderten wir uns darüber, daß wir bisher davon noch nichts gehört hatten, obwohl das Gebäude doch mitten in London stand. Bisher hatte es bei unseren Fällen keine Rolle gespielt. Wenn ich ehrlich sein sollte, hatten mich solche Touristenattraktionen auch nie interessiert.
Einfach aus dem Grunde, weil dort viel Lärm um nichts gemacht wurde.
Man führte die Leute hin, erzählte von einem Schrecken der Vergangenheit und schaute zu, wie die einzelnen Menschen aus den Gruppen eine Gänsehaut nach der anderen bekamen. Das meiste, was erzählt wurde, war sowieso alles gelogen.
Hier schien dies nicht so zu sein.
Die Spur war gut, sie war sogar heiß. Als wir aus dem Bentley stiegen, entdeckte ich einen abgestellten Kleinbus. Es war der gleiche, mit dem ich auch schon gefahren war.
Ich lief hin, schaute sicherheitshalber hinein und fand ihn leer. Das hatte ich mir gedacht.
»Und jetzt?« fragte Suko, als ich wieder zurück war.
»Sie müssen schon im Haus sein.«
Mit dem Haus meinte ich ein Gebäude, das inmitten eines Miniparks lag. Ein gepflegter Vorgarten gab den Anstrich eines völlig normalen Hauses. Der schmale Weg war mit Kies bestreut. Die Zweige der Büsche geschnitten, und das Laub der Bäume wiegte sich im leichten Abendwind.
Nahe der Hausmauer nisteten die ersten Schatten. Der Abend war naher gerückt, die Sonne verschwunden.
Eine Stunde zwischen Tag und Traum. Jetzt veränderte sich auch der Schall. Geflüsterte Worte waren auf größere Entfernung hin zu hören als am Morgen oder tagsüber.
Kein Tor hielt uns auf. Wir gingen durch den Vorgarten, ohne daß uns jemand ansprach oder stoppen wollte. Ich schaute auf die Scheiben der Erdgeschoßfenster.
Dahinter tat sich nichts. Keine Bewegung verriet, daß im Innern jemand auf uns lauerte.
Als wir näher an das Gebäude herangekommen waren, konnten wir feststellen, daß es doch nicht so klein war, wie es den Anschein gehabt hatte. Dieses Haus besaß mehr Tiefe als Breite und eine große Eingangstür, die verschlossen war.

Suko hielt schon ein Besteck parat.

Das Schloß sah so aus, als würde es uns nicht lange widerstehen können.

In der Tat dauerte es nur Sekunden, dann hatten wir es geöffnet und konnten die Tür nach innen drücken.

Sie knarrte in den Angeln, als sie langsam in den Flur hineinschwang.

Wir setzten vorsichtig unsere Füße über die Schwelle und merkten die Kühle, die uns empfing.

Aber auch der Geruch nach Bohnerwachs und kalten Mauern.

In der Nähe befand sich eine kleine Loge. Zum Gang hin war sie durch eine Glaswand abgetrennt. Hinter ihr saß normalerweise der Portier oder Nachtwächter. Er würde seinen Dienst erst später beginnen, so daß wir ungestört waren.

Leise bewegten wir uns weiter.

Wir schauten den Gang hinunter.

Da so etwas wie eine Notbleuchtung brannte, konnten wir bis zu seinem Ende sehen.

Dort mußte sich eine Tür befinden. Sie war ziemlich breit.

Wahrscheinlich bestand sie aus zwei Hälften.

Nichts war zu hören.

Dieses House of Horror strahlte tatsächlich eine gewisse Beklemmung aus, die auch uns ergriff. Ich fühlte mich unwohl. Zudem wußte ich nicht, wo sich die Menschen befanden.

Dafür hörten wir ein Geräusch.

Es war ein verzweifeltes Stöhnen und gleichzeitig das leise Klirren von Kettengliedern.

Jemand geisterte umher.

Ich schaute Suko an, er schaute mir ins Gesicht. Niemand von uns wußte genau, aus welcher Richtung das Geräusch geklungen war.

Ich öffnete kurzentschlossen eine schmale Tür und schaute auf eine Steintreppe, die in den Keller führte.

Und wir hörten das Rasseln!

Es drang aus der Tiefe an unsere Ohren, also mußte es im Keller aufgeklungen sein.

»Sollen wir beide hinuntergehen?« fragte Suko.

Ich war dafür, denn niemand konnte wissen, welche Gefahren uns in der Tiefe erwarteten.

Ich schob mich an meinem Partner vorbei und schritt in die Tiefe.

Je weiter ich ging, um so dunkler wurde es. Vor mir lag eine furchteinflößende Schwärze, aus der ich das Rasseln der Kettenglieder vernahm.

Ich zückte meine Bleistiftleuchte. Ihr dünner Strahl fiel schräg in die Tiefe und traf auf ein Ziel!

Es waren die Ketten!

Nur hing niemand an ihnen, dennoch bewegten sie sich, als würden sie in der Luft schweben.

Sie wurden von einem Unsichtbaren gehalten!

Wir standen mitten auf der Treppe und mußten uns zunächst einmal an das Bild gewöhnen, das man ohne Übertreibung als eine echte Spukerscheinung bezeichnen konnte.

Vier Ketten schwebten in die Luft. Zweimal dicht über dem Boden, später in Armhöhe.

Ein unsichtbares Kettengespenst. So etwas hatte ich auch noch nicht erlebt.

Sukos Atem blies wie ein warmer Wind an meinem linken Ohrläppchen vorbei. Der Inspektor wußte sich auch keinen Rat, als an meiner Schulter vorbei nach unten zu schauen, wo sich das Kettengespenst auf einer der letzten Stufen aufhielt.

Ich hatte bisher auf den Einsatz meiner Berette verzichtet, denn wo es kein Ziel gab, brauchte ich auch nicht zu schießen.

Und so warteten wir.

Da sich unsere Augen allmählich an das unheimliche Licht gewöhnt hatten, konnten wir auch mehr erkennen. Beide glaubten wir, zwischen den Ketten ein geheimnisvolles Glühen zu sehen, das sogar Umrisse bekommen hatte, die man im entferntesten als menschlich bezeichnen konnte.

Befand sich doch ein Unsichtbarer zwischen den Ketten?

»Wir sollten es uns aus der Nähe anschauen«, schlug Suko vor und stieß mich leicht an.

Ich nickte.

Gleichzeitig hörten wir eine Stimme. Da sich niemand außer uns noch in der Nähe aufhielt, mußte die Stimme dem Unsichtbaren gehören.

Eine andere Möglichkeit sah ich nicht.

»Kommt näher, ihr braucht keine Angst zu haben. Man hat mich erwischt, ich bin für die Ewigkeiten verflucht. Ich geistere durch das Haus, denn die Ruhe finde ich nie.«

»Wer bist du?« flüsterte ich.

»Kommt näher, dann werde ich es euch sagen!«

Weder Suko noch ich glaubten, daß uns dieses Gespenst reinlegen wollte. Aus diesem Grunde wagten wir es und stiegen behutsam die Stufen der Treppe hinab.

Diese im Unsichtbaren lauernde Erscheinung schien uns wohl gesonnen zu sein, deshalb hatten wir beide keine Angst, ihr entgegenzugehen. Suko brachte mich auf die Idee, es einmal mit dem Kreuz zu versuchen. Das tat ich auch, allerdings erst, als wir zum Greifen nahe vor den Ketten stehenblieben.

Ich holte das Kreuzifix hervor. Kaum war es sichtbar, als es von

einem Strahlenkranz umgeben wurde und ich im nächsten Augenblick die schwache Stimme vernahm.

»Das Kreuz, du trägst die Rettung…«

Ich wußte nicht, wie diese Worte gemeint waren, deshalb brachte ich das Kreuzifix näher an die für uns nicht sichtbare Gestalt heran.

Etwas Gespenstisches geschah.

Innerhalb der Ketten veränderte sich etwas. Dort begann die Luft zu tanzen und zu flimmern. Gleichzeitig nahm sie eine silbergrüne Farbe an, die sich so verdichtete, daß wir eine Nebelgestalt erkennen konnten.

Sie sah tatsächlich aus wie ein Gespenst.

Und wir sahen jemand vor uns, der gefesselt worden war. Er erinnerte uns an eine Plasmawolke. Schwach nur war sein Gesicht zu erkennen, ein feiner Schleier, mehr nicht. Auch der übrige Körper war derartig gestaltet. Er kam mir vor wie ein dünnes Hemd.

Ich schluckte ein paarmal, denn ich mußte mit dieser neuen Tatsache erst fertig werden.

In der Wolke schwebte ein Gesicht. Eine uralte, von Pein und Qual gezeichnete Fratze. Sie besaß ein menschliches Aussehen, wobei sie mich noch an allmählich verlaufenden Teig erinnerte.

Schlimm…

Der Schein meines Kreuzes zeichnete die Umrisse der gefesselten Gestalt nach. Er hatte dafür gesorgt, daß es dem Gespenst gelungen war, aus dem Zwischenreich zu entkommen, wo es bisher dahinvegetierte, ohne den unheilvollen Fluch brechen zu können.

»Wer bist du?« hauchte ich meine Frage.

»Der Duke of Burlington…«

»Und?«

»Du kennst mich nicht? Du kennst nicht denjenigen, der verflucht ist, auf die Ewigkeit zu warten?«

»Nein, den kenne ich nicht.«

»Was willst du dann hier?«

»Deine Geschichte hören.«

Das Gespenst lachte. »Es ist eine Geschichte, die mit Grauen, Tod und Blut geschrieben wurde. Die Geschichte der Burlingtons, denen dieses Haus einmal vor langer Zeit gehört hat.«

»Bist du deswegen angekettet?«

»Ja, denn ich lehnte mich dagegen auf. Ich wollte nicht, daß wir einen Henker hielten, aber mein Bruder dachte da anders. Der Henker wurde sein bester Freund. Gemeinsam dachten sie sich die schaurigsten Verbrechen aus, während sie mich in den Verliesen schmachten ließen. Dort verbrachte ich die langen Jahre, ohne eine Chance zu bekommen, jemals wieder befreit zu werden. Kannst du dir diese Qual vorstellen, Mann mit dem Kreuz? Kannst du das?«

»Wohl kaum.«
»Du bist ehrlich. Niemand, der dies nicht mitgemacht hat, kann dies. Auch ich starb irgendwann, aber ich verging, ohne die Gnade der Kirche bekommen zu haben. Ich verendete regelrecht in einer vergifteten Atmosphäre. So war ich gezwungen, als Geist umherzuspuken und auf eine lange Wanderschaft zu gehen, ohne die Ewigkeit und damit eine Erlösung zu finden. Ich sah mit an, wie der Henker weiter seine ruchlosen Taten verübte, gedeckt durch meinen Bruder. Doch der Krug geht so Lange zum Wasser, bis er bricht. Auch den Henker erwischte es. Soldaten brachten ihn auf schreckliche Art und Weise um. Meinen Bruder köpften sie, damit war für sie der Fall erledigt. Aber Abbot, der Henker, hatte Schuld auf sich geladen. Auch er fand keine Ruhe und wanderte, ebenso wie ich, durch das unheimliche Zwischenreich, wo wir uns ständig begegneten und feststellten, daß wir Todfeinde waren. Ja, Todfeinde. Wir trafen aufeinander, aber nie kam es zu einer Entscheidung. So waren wir keine Lebenden und keine Toten, sondern verfluchte Geister.«
»Aber Abbot ist zurückgekehrt«, unterbrach ich die Geschichte des Mannes.
»Das stimmt, er kam wieder. Auch wenn es lange dauerte. Es gab einen Mann, der sich sehr für dieses alte Haus interessierte, denn hier existiert noch der furchtbare Galgen und auch das Fallbeil. Zwischen diesen beiden Instrumenten durften die Delinquenten wählen. Es ist so furchtbar, daß ich darüber kaum sprechen kann. Man hätte alles abreißen und wegschaffen sollen, das tat man nicht, die nachfolgenden Menschen wollten den Schauer erleben. Jetzt ist es zu spät. Ein Mann kam, der alles wieder zurückholte. Er verbündete sich mit dem Henker. Die Bluttaten der Vergangenheit werden wieder aufgewühlt. Abbot kann weitertöten.«
Ich schüttelte den Kopf. »Wir sind gekommen, um dies zu verhindern.«
Die Gestalt lachte nur. »Ihr werdet es kaum schaffen. Wenn doch, werde ich euch so unendlich dankbar sein, denn dann habe auch ich meine Ruhe gefunden. Erst wenn der Henker nicht mehr existiert, kann ich eingehen in das Reich, in dem die Toten geborgen sind. In den Schoß der Ewigkeit werde ich hineinfallen.«
»Willst du uns helfen?« fragte ich.
»Wenn ich kann…«
»Sage uns, wo sich der Henker befindet.«
»Genau in der Halle, wo das Gerüst aufgebaut ist. Auch das Fallbeil steht dort. Ihr werdet es sehen.«
»Wie kommt man dahin?«
»Ihr müßt durch die Tür gehen. Aber es gibt noch einen anderen Zugang. Einen von unten, aus den Tiefen des Kellers. Dort führt eine

Leiter bis unter das Podest hoch. Da werdet ihr die Klappe finden, durch die die Gehängten mit den Füßen rutschten, wenn sie nicht auf einem Schemel standen. Wenn ihr sie öffnet, seid ihr ebenfalls da…«

Es waren gute Informationen, die uns der Duke gegeben hatte.

»Und was geschieht mit dir?« fragte Suko.

»Ich bin zu schwach. Ich warte, ich werde warten…« Kaum verständlich kamen die Worte. Wir beide sahen, wie sich die Gestalt vor unseren Augen auflöste und nur die Ketten zurückblieben, die, wenn sie sich bewegten, ein leises Klirren ausstießen.

Sie verschwanden vor uns in der Düsternis des Kellers, der sich der Treppe anschloß.

»Einen besseren Führer können wir nicht finden«, wisperte Suko.

»Worauf wartest du noch? Hinterher.«

Eine andere Möglichkeit gab es kaum, und so folgten wir diesem Gespenst. Auch wenn wir es nicht sahen, das schwache Rasseln der Kette wies uns den Weg.

Ein alter Keller nahm uns auf. Wahrscheinlich hatte es ihn schon zu Zeiten des Duke of Burlington gegeben, denn die Gänge waren schmal und sehr niedrig. Wir mußten uns beide bücken, folgten dem Kettenrasseln und dem Finger des Lichtstrahls.

Manchmal entdeckten wir kleine Nischen, in denen allerlei Zeug lag.

Lumpen oder Abfall. Beides stank widerlich.

Spinnweben streichelten unsere Gesichter. Käfer huschten aufgeschreckt davon, wenn der helle Lichtstrahl sie erfaßte. Es waren genug Spalten und Risse vorhanden, in denen sie verschwinden konnten.

Ich hatte mir genau gemerkt, wohin wir gingen. Es war die Richtung, die wir auch oben eingeschlagen hätten.

Dann erreichten wir einen größeren Raum. Es war ein völlig verschmutztes Verlies, aber wir sahen auch die alte Leiter, die vom Boden her zur Decke hochführte.

Ich leuchtete sie ab.

Auch auf den Sprossen lag Staub. Deutlich zeichneten sich darauf die Fußabdrücke desjenigen ab, der den Weg schon vor uns hochgeklettert war.

Hier also war es.

»Geh du zuerst«, sagte Suko und schaute sich noch einmal um.

Das Gespenst war verschwunden. Wir hörten das leise Rasseln der Kettenglieder irgendwo im Hintergrund.

Ich holte noch einmal tief Luft. Die Leiter mochte alt sein, die Stufen jedenfalls hielten mein Gewicht aus. Und als ich nach oben leuchtete, sah ich die Umrisse eines Rechtecks.

Das war die Klappe.

Noch mehr Neues überraschte uns. Wir vernahmen über uns Schritte

und hörten auch Stimmen.
Ja, sie waren dort.
Ich verlor keine Sekunde mehr, gab Suko ein Zeichen mit dem hochgestellten Daumen und ging weiter.
Nach zwei Stufen stoppte ich abrupt, denn in diesem Augenblick fiel die Klappe…

***

Sie standen da und staunten. Nichts regte sich mehr in ihren Gesichtern. Die Blicke galten allein der Person, die vor ihnen stand, und die sie als T.C. Markham gekannt hatten.
Das war er nicht, sondern ein anderer!
Abbot, der Henker!
Unter der Maske eines T.C. Markham hatte er die Menschen verunsichert und in die Irre geführt. Eiskalt hatte er den Plan ausgeführt, bis zu seiner Demaskierung.
Er sah scheußlich aus.
Haare besaß er keine mehr. Sein Gesicht und auch die glatte Kopfhaut waren über und über mit Pickeln, Geschwüren und Pusteln bedeckt. Es gab keinen Flecken, der normal aussah. Das Gesicht war fleischig. Es zeigte zudem noch Narben, die kaum verheilt waren und wie Krater innerhalb der Hautlandschaft wirkten, wobei sie an manchen Stellen noch feuerrot leuchteten.
Ein Anblick zum Fürchten. Eine Ausgeburt des Grauens, Abschaum der Hölle, eben ein Henker, der kein Erbarmen kannte und seiner grausamen Aufgabe nachkommen wollte.
Die Menschen waren still. Sie beobachteten ihn gespannt, wie er näherkam und dicht neben Rita stehenblieb, deren Füße auf dem Schemel standen und zitterten.
Der Henker sagte nichts, als er beide Arme hob und seine Pranken in die Nähe des Frauengesichts brachte. Er faßte mit der linken Hand das Seil dort, wo sich mehrere Knoten übereinander befanden, drückte gleichzeitig Ritas Kinn hoch und befreite sie von der Schlinge.
Daß die Frau zusammensackte, darum kümmerte er sich nicht.
Rita fiel vom Schemel auf das Podest, überrollte sich dort und kroch auf Händen und Füßen weg.
»So«, sagte Abbot mit völlig veränderter Stimme. »Ihr wißt jetzt, wer ich bin. Und nur ich darf in diesem Hause hängen. Habt ihr verstanden? Nur ich!«
Die anderen nickten.
»Ich bin zurückgekehrt. Der Teufel wollte mich noch nicht. Er braucht auf der Erde jemand, der ihm dient. Es gibt viele, die ihn anbeten, auch ich gehöre dazu, und ich habe die Aufgabe bekommen, meine Arbeit weiterzuführen. Die Menschen konnte ich täuschen.

Niemand wußte, daß sich unter der Maske des T.C. Markham, Abbot, der Henker befand. Ich kehrte zurück, denn ich fand wie auch andere keine Ruhe. Mosley oder Marcel, der Folterknecht. Sie alle gehörten dazu. Leider wurde Mosley vernichtet, doch ich werde denjenigen, der dafür die Verantwortung trägt, grausam bestrafen. Ich weiß, daß er sich bereits hier im Gebäude befindet. Er ist auf dem Weg hierher, deshalb werde ich ihn locken. Er muß kommen, er wird kommen, denn eine von euch war mit ihm zusammen. Sie hielt zu ihm, sie hat die Reise mit ihm zusammen gemacht, und sie, die ebenfalls den Trank des Folterknechts zu sich genommen hat, wird nun meine Geisel sein und der Lockvogel für John Sinclair!«

Selbst Rita, die sich wieder erhoben hatte, wußte Bescheid und richtete ihren Blick auf Lady Sarah. Auch die anderen schauten die Horror-Oma an, die sich im Mittelpunkt des Interesses überhaupt nicht wohl fühlte und sich scheu umschaute.

»Ich?« fragte sie. »Wieso ich? Was habe ich denn damit zu tun? Ich meine, ich gehöre zu euch. Ich habe getrunken.«

»Und du tust alles für uns?« erkundigte sich der Henker lauernd.

»Ja!«

»Dann wirst du dich auch hängen lassen, meine Liebe! Komm her zu mir, komme schon.«

Lady Sarah zögerte. Sie schaute sich um, traf die Gesichter der anderen, sah deren Starrheit und auch die Gnadenlosigkeit in den blaß und kalt wirkenden Augen.

Da wurde ihr klar, daß sie von denen keine Hilfe zu erwarten hatte.

Patrick ging sogar noch weiter. Er kam auf Lady Sarah zu und zielte mit der Pistolenmündung auf ihren Kopf. Er visierte dabei eine Stelle dicht über dem Ohr an.

»Willst du wohl gehen, Alte? Du kannst unseren Herrn und Meister doch nicht warten lassen.«

Lady Sarah zögerte. Obwohl sie anders fühlte, als noch vor Stunden und das gefährliche Blut in ihren Adern kreiste, hatte sie doch Angst um ihr Leben.

Abbot warf ihr eine zynische Bemerkung zu. »Da du schon älter bist, werde ich dir einen kleinen Gefallen erweisen. Du brauchst nicht auf den Schemel zu steigen. Es gibt hier noch ein zweites Patent. Und zwar ist es eine Klappe. Wenn ich einen am Galgenbaum versteckt angebrachten Hebel bediene, öffnet die Klappe sich, und du fällst in die Tiefe. Vorausgesetzt, dein Hals liegt frei. Aber darum wird sich der Strick befinden, der dich hält.« Abbot lachte, gab dem Schemel einen Tritt und schleuderte ihn yardweit weg.

Tief und schwer atmete Lady Sarah ein. Dabei schüttelte sie den Kopf.

»Das… das kannst du doch nicht machen, verdammt. Das geht

einfach nicht. Nein, ich bin dir treu zu Diensten. Ich habe das Blut getrunken …«

»Wenn du mir so treu ergeben bist, komm her und stelle dich auf einen bestimmten Punkt, den ich dir zeigen werde.« Nach diesen Worten zog der Henker den Strick tiefer. Die Schlinge legte er schräg, so daß Lady Sarah auf und durch sie schauen konnte.

»Na?«

Der Stoß traf sie in den Rücken. Patrick hatte sie geschlagen, und beförderte damit die alte Dame nach vorn, direkt auf den Henker zu. Der streckte seinen freien Arm aus und griff zu. Plötzlich lag die Klaue um Lady Sarahs Hals. Ihre Augen wurden größer, sie bekam kaum Luft, röchelte und wurde dorthin geschleift, wo der Henker es wollte.

Abbot war gnadenlos. In der rechten Hand hielt er die Schlinge.

Sein linker Arm umklammerte Sarah Goldwyn so, daß sie nicht anders konnte und dem hölzernen Podest entgegengedrückt wurde.

Sie senkte dabei zwangsläufig den Kopf. Darauf hatte der andere nur gewartet.

Die Bewegung des Henkers, mit der er ihr die Schlinge über den Kopf streifte, ließ auf Routine schließen. Abbot hatte wirklich noch nichts verlernt, das merkte ein jeder.

Dann hing Lady Sarah fest.

Sie hatte viele Bücher gelesen und auch die entsprechenden Filme gesehen. Sehr oft wurden Szenen beschrieben, die dieser, die sie jetzt am eigenen Leibe erlebte, ähnelten.

Aber nie hatte sie so gefühlt wie in diesen Augenblicken. Es war einfach furchtbar. Grauenhaft und unerklärbar. Sie hatte den Mund aufgerissen, um Luft zu holen. Dabei lag die Schlinge um ihren Hals, sie scheuerte auf der Haut, und die Gesichter der anderen verschwammen vor ihren Augen.

Wie gesagt, sie hörte den Henker sprechen. »Du stehst jetzt fast auf der Klappe. Noch einen Schritt mußt du zur Seite gehen, damit ich…«

Im selben Augenblick fiel die Klappe nach unten!

***

Ohne es die anderen merken zu lassen, hatte Abbot den Kontakt berührt. Hätte Lady Sarah schon auf der Klappe gestanden, wäre sie gefallen und hätte keine Chance mehr gehabt. So aber stand sie noch einen halben Schritt vom Rand entfernt und konnte mit ansehen, wie eine Gestalt aus der Luke schoß.

Diese Gestalt war ich!

Urplötzlich war ich oben, sah Lady Sarah mit der Schlinge um den Hals dicht an der Klappe stehen und erkannte auch den Henker, der sich überrascht zeigte.

Ich nutzte diesen Moment aus. Bevor dieser Unheimliche Lady Sarah

noch auf die Luke zuschleudern konnte, wurde er von meinem Faustschlag so hart erwischt, daß er sich fast überschlug.

Er dröhnte auf das Podest, und ich bekam Zeit, mich um Lady Sarah zu kümmern, die totenbleich in der Schlinge hing.

Die anderen wollten nicht zulassen, daß ich ihr half. Sie stürzten sich auf mich.

Genau in diesem Augenblick erschien Suko.

Mein Freund und Partner war ein durchtrainierter Kämpfer. Er stellte sich der Meute und schrie mir zu, mich um den Henker zu kümmern, der im Hintergrund verschwunden war.

Ich konnte Lady Sarah noch soeben aus der Schlinge befreien, bevor ich startete und dann die Verfolgung dieser Bestie aufnahm…

Einen blonden jungen Mann mit einer Pistole in der Hand nahm Suko sich als ersten vor. Der Typ hatte auf ihn zielen wollen. Zum Schuß kam er nicht mehr. Sukos Tritt fegte ihm die Waffe aus der Hand und riß den Kerl von den Beinen.

Gleichzeitig griff Kenneth an. Er war zu langsam und auch zu schwer.

Suko ließ ihn ins Leere laufen. Der Mann dachte nicht mehr an die Klappe, trat daneben und krachte auf die Leiter, die unter dem Druck zersplitterte.

Die anderen gaben nicht auf.

Sie stürzten sich auf den Inspektor. Zwei Frauen und ein Mann, während sich Sarah Goldwyn im Hintergrund hielt und mit den Händen über ihren Hals schabte.

Suko kämpfte.

Seine Arme befanden sich in ständiger Bewegung. Er wollte bei den Frauen auch nicht zu hart zuschlagen. Zunächst holte er Betty von den Beinen. Sie verdrehte die Augen und fiel unter die Schlinge.

Rita folgte.

Suko hebelte sie herum, gab ihr einen leichten Schlag in den Nacken, so daß die Frau seufzend zu Boden sank.

Blieb noch Patrick.

Der grinste Suko an, suchte gleichzeitig nach seiner Waffe und dachte nicht daran, wie schnell der Karatekünstler Suko sein konnte.

Als er es sah, war es zu spät, da erschien der Inspektor schon dicht vor seinen Augen und machte mit einem Säbelhieb alles klar. Dem Mann wurden die Beine unter dem Körper weggerissen. Es gab ein dumpfes Geräusch, als er zu Boden fiel.

Blieb Lady Sarah.

Suko sah sie neben dem Galgengerüst stehen. Sie schaute ihm entgegen.

»Rühr mich nicht an!« schrie, sie und streckte einen Arm aus.

Suko sah ihr in die Augen. Wie hatten sie sich verändert? Sie waren so anders, leblos, starr…

Plötzlich bekam der Inspektor Angst um die Horror-Oma…
Abbot war schnell.
Ich ebenfalls. Dennoch wurde ich für Sekunden zurückgeworfen, da auf dem Boden etwas lag, über das ich ausrutschte. Fast hätte ich einen Spagat gemacht. Mit der rechten Hacke glitt ich weg und faßte mit einer Hand in die Masse, über die ich gefallen war.
Sie war weich, anschmiegsam und fühlte sich an wie Gummi. Als ich sie in die Höhe hob und sie mir ansah, erkannte ich die verzerrten Gesichtszüge eines T.C. Markham.
Jetzt wußte ich Bescheid.
Der Henker Abbot, dieses untote Ungeheuer, hatte sich unter dieser fleischfarbenen Maske verborgen und als T.C. Markham die Gegend unsicher gemacht.
So also lief das Spiel!
Ich schleuderte die Maske weg und folgte den dröhnenden Schritten des Henkers.
Wir gerieten in den Hintergrund, wo ich eine rote Leinwand sah.
Die Farben waren echt, zu Spiralen gedreht und sahen manchmal wie Wellenkämme aus, die von wagemutigen Surfern abgeritten wurden. Sie bewegten sich nicht, aber wenn man sie anschaute, konnte man das Gefühl einer Rotation bekommen.
Und noch jemand bewegte sich.
Abbot, der Henker.
Er huschte zur Seite, ich sah ihn springen, dann war er verschwunden.
Sekunden später hatte auch ich das Ende des Podestes erreicht, schaute nach vorn und sah ihn auf ein Fallbeil zulaufen.
Die Guillotine stand dort wie eine Drohung.
»Stopp!« brüllte ich und zog die Beretta.
Abbot lief weiter.
Da schoß ich.
Auf den breiten Rücken hatte ich nicht gezielt, sondern auf seine Beine. Zwei Kugeln hatte ich aus dem Lauf gejagt, und eine Kugel zumindest hatte getroffen.
Plötzlich knickte er weg, fiel zu Boden, ich gewann wieder Zeit, sprang vom Podest und sah, wie er sich aufrappelte. Trotz des Treffers schleppte er sich weiter.
Dabei schrie er gellende Flüche, die mir und den verfluchten Umständen galten, wie er sie nannte.
Ich holte auf.
Auch die Guillotine wurde größer und größer. Ihr Anblick jagte mir einen Schauer über den Rücken. Das scharfe Fallbeil hing fest.
Seine Schneide schimmerte silbrig.
In gleicher Höhe mit der Guillotine hatte ich Abbot erreicht, bekam

ihn zu packen und wuchtete ihn herum.
Mein Faustschlag trieb ihn nach rechts, genau auf das Fallbeil zu.
War es ein Wink des Schicksals?
Er war auf den Rücken gefallen. Sein Hals lag fast in der Einkerbung des Hauklotzes. Er versuchte, wieder in die Höhe zu kommen.
Das linke Bein wirkte wie eine faulige Masse, denn das geweihte Silber der Kugel zerstörte es allmählich.
Ich ließ ihn halb hochkommen. Sein Gesicht erinnerte mich an einen bemalten Ballon.
Dann trat ich zu.
Wieder wurde er zurückgeschleudert.
Dabei wuchtete er noch seine Arme hoch und fiel auf dieselbe Stelle.
Vielleicht war es Zufall. Möglicherweise auch Schicksal oder Fügung.
Jedenfalls hieb er mit dem Handrücken gegen den kleinen Hebel, der das Fallbeil in Bewegung setzte.
Sssstt…
So vernahm ich das Geräusch, und sah etwas Blitzendes von oben nach unten sausen.
Dann erklang ein dumpfes Geräusch. Genau in dem Augenblick war der Henker Abbot auf die gleiche Weise gestorben wie viele seiner bedauernswerten Opfer.
Ich wandte mich ab und ging…
Wie aus einer unendlichen Ferne vernahm ich eine leise, aber fröhliche Stimme.
»Gerettet, du hast mich gerettet. Die Ewigkeit wartet auf mich. Danke, nochmals danke…!«
Die Stimme des Duke of Burlington verwehte wie ein Hauch. Ich aber konnte seit Stunden wieder lächeln…
Das Lächeln verging mir, als ich die anderen Menschen sah. Sie hatten von dem Trank genossen und standen weiterhin unter dessen Bann.
Suko war verzweifelt, denn auch Sarah Goldwyn reagierte nicht normal.
»John, was kann man tun?«
Ich sah die Horror-Oma am Galgen stehen. Feindselig schaute sie mich an, und ihr Blick wurde noch böser, als ich mein Kreuz hervorholte und es ihr zeigte.
Dann wagte ich den Versuch.
Ich legte ihr das Kreuz auf die Stirn. Sie schrie, ein seufzender Atemzug folgte, anschließend wurde sie bewußtlos.
Bei den anderen ging ich ähnlich vor. Auch sie wurden bewußtlos und wußten, als sie aus diesem Zustand erwachten, nicht, was geschehen war.
Sarah Goldwyn wollte es kaum glauben und drohte uns sogar Prügel

an, weil wir eine alte Frau auf den Arm nehmen wollten. Als sie jedoch den Galgen sah, wurde sie nachdenklicher und nickte ein paarmal.

»Das ist ja vergessen«, sagte Suko. Er legte fürsorglich einen Arm um sie.

Ich beschäftigte mich mit Rita, denn ich wollte wissen, weshalb sie eine Pistole bei sich getragen hatte.

»Ich bin Versicherungsdetektivin«, erklärte sie. »Der ermordete Hank Digger hatte vor seinem Ableben eine hohe Versicherung abgeschlossen.«

»Wird sie denn ausgezahlt?« fragte ich.

»Ja, Mr. Sinclair, das wird sie. Ganz bestimmt sogar…«

Nur hatte der Tote davon nichts mehr. Denn kein Leben ist mit Geld zu bezahlen…

ENDE